

8. Mai 1945, die „Stunde Null“

Das Ende des Zweiten Weltkriegs wird besiegelt durch die Kapitulation der deutschen Wehrmacht und den Einmarsch der Alliierten. Das Verhältnis der Deutschen hierzu war immer ambivalent: Zusammenbruch und Neuanfang, Niederlage und Befreiung. 75 Jahre danach haben wir den Abstand zu erkennen, dass wohl beides untrennbar miteinander verknüpft ist: die Verblendung, der wir uns als Gemeinschaft schuldig gemacht haben, und die Not, die jeder einzelne ertragen musste. Kann der 8. Mai ein Feiertag sein? – Ein Gedenktag wird er immer bleiben.



Quelle: Archivbilder: Hilfswerk und Innere Mission der EKD; Paul Engert, Augsburg

AUS DEM INHALT:

Ein Napola-Schüler erlebt das Kriegsende Seite 10

Peterstaler Schülerinnen und Schüler zu Besuch in Deutschland Seite 5

Anna Trautwein: „Ohne meinen Glauben hätte ich das alles nicht geschafft...“ Seite 14

„Bessarabische Toleranz“ – es gibt sie doch! Seite 7

75 Jahre Kriegsende: die Vision eines geeinten Europa Seite 20

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

- Die Redaktion „Kirchliches Leben“ ist wieder besetzt! 3
 Der neue Redakteur stellt sich vor 3
 Auflösung der Landesgruppe Rheinland-Pfal 3

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Digitaler Museumstag
 beim Bessarabiendeutschen Verein 4
 Gemeinsam durch die Corona-Zeit 5
 Schüler-Exkursion 5

BÜCHER

- „Lebenslinien“ von Werner Schäfer 4

LESERBRIEFE

- „Bessarabische Toleranz“ – es gibt sie doch! 7

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Nachrichten aus Kanada 8

GESCHICHTE UND KULTUR

- Brillenetui und Stickschere 8

BILDER DES MONATS MAI 2020 9

ERINNERUNGEN

- Ferne Kindertage – Ein Napola-Schüler erlebt
 das Kriegsende 10
 „Ohne meinen Glauben hätte ich das alles nicht
 geschafft...“ – Stationen im Leben der Anna Trautwein.. 14
 75 Jahre Bessaraber im nordhessischen
 Landkreis Kassel 18

HEIMATGEMEINDEN

- Klöstitz (heute Vesela Dolyna): Aktuell 12
 Klöstitz: Historie 13

KIRCHLICHES LEBEN

- Der Monatsspruch für Mai 2020 19

ÜBER DEN TELLERRAND

- 75 Jahre Kriegsende: die Vision eines geeinten Europa.. 20

SPENDEN / FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 21–24

TERMINE 2020

Die nachfolgend in **rot** markierten Termine müssen leider wegen der andauernden Pandemie mit Covid-19 (Coronavirus) abgesagt bzw. verschoben werden.

- 09.05.2020 Treffen in Freyburg/Unstrut,
 Gaststätte „Burgmühle“, 10 Uhr
 17.05.2020 verschoben auf den 06.06.2021
 Bundestreffen im Kursaal Bad Cannstatt
 17.05.2020 Internationaler Museumstag – digital
 www.bessarabien.de
 30.08.2020 Kaffeenachmittag der Bessarabien- und
 Dobrudschadeutschen des KV Heilbronn,
 14.00 Uhr, Kleintierzüchterheim in
 Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg
 26.09.2020 Mansfelder Treffen,
 Schloß Mansfeld in Mansfeld
 26.9.2020 Gnadentaler Jahrestreffen um 14.00 Uhr im
 Gasthof „Traube“, Hanweiler bei Winnenden
 04.10.2020 8. Bessarabische Zusammenkunft in Berlin
 10.10.2020 Hauptversammlung und Kaffeetreff
 Kreisverband Backnang, evangelisches
 Gemeindehaus, Großaspach
 11.10.2020 Heimattreffen Lichtental in Kirchberg a. d. Murr
 13.–15.11.2020 Herbsttagung in Bad Sachsa
 17.11.2020 Besen Mühle, Kreisverband Backnang,
 ab 13.00 Uhr, in Allmerbach a.W.

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach
 telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
 Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
 Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
 Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
 Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
 erscheint am 4. Juni 2020

Redaktionsschluss für die Juni-Ausgabe
 ist am 15. Mai 2020

Redaktion: Anne Seemann
 Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Die Redaktion „Kirchliches Leben“ ist wieder besetzt!

BRIGITTE BORNEMANN

Liebe Leser des Mitteilungsblattes, ich freue mich sehr, Ihnen heute Karl-Heinz Ulrich als den neuen Redakteur für den Bereich „Kirchliches Leben“ vorstellen zu dürfen. Er wird sich des Bereichs annehmen und dafür sorgen, dass wieder regelmäßig ein geistliches Wort im Mitteilungsblatt zu lesen ist.

Lange Zeit stand im Impressum des Mitteilungsblattes: „Für Kirchliches Leben: Redaktion zur Zeit vakant.“ Es erschienen weiterhin kirchliche Nachrichten aus Bessarabien und gelegentlich eine Auslegung des Monatsspruchs. Arnulf Baumann betreute die verwaiste Stelle interimsmäßig, soweit es ihm möglich war, in letzter Zeit aus gesundheitlichen Gründen immer weniger. Es war abzusehen, dass die Sparte nach und nach aus dem Mitteilungsblatt verschwinden würde.

„Aber es war und ist doch das besondere Profil unseres Blattes, dass die Stimme des Glaubens selbstverständlich dazugehört. Das ist ein Erbe aus der bessarabiendeutschen Vergangenheit, das wir auch weiterhin pflegen wollen.“ So schrieb es Pastor

i.R. Arnulf Baumann im Mitteilungsblatt Juni 2011, als er die Verantwortung für die Redaktion Kirchliches Leben an seinen Nachfolger Probst i.R. Erwin Horning weitergab.

Bereits in den frühen Jahren des Mitteilungsblattes hatte es ein Beiblatt „Kirchliche Nachrichten“ gegeben, das zunächst von Pastor Gotthold Winger aus Sarata, dann von Pastor Albert Kern aus Tarutino betreut wurde. Als Pastor Arnulf Baumann am 1. Januar 1968 die Nachfolge dieser verdienten Männer antrat, war er die „junge Generation“, die nicht bereits in Bessarabien in Amt und Würden gestanden hatte. Mehr als 40 Jahre lang hat er den Bereich geleitet. Er veranlasste, dass das ehemalige Beiblatt als Sparte „Kirchliches Leben“ in das Mitteilungsblatt integriert wurde. Ein Profil mit festen Bestandteilen entstand: die Auslegung des Monatsspruchs, einige Kirchliche Nachrichten, der Bibelleseplan des Monats. Er gewann einen Stamm von Mitarbeitern, Pastoren und Gemeinschaftsprediger vor allem aus den neuen Bundesländern. In seinem 80sten Lebensjahr wurde ihm, neben all seinen anderen Ämtern, die regelmäßige

Betreuung zu mühselig und er übergab die Redaktion Kirchliches Leben an Probst Erwin Horning aus Mölln. Doch dieser musste zwei Jahre später aus gesundheitlichen Gründen aufgeben. Seitdem ist das Amt verwaist.

Pastor i.R. Karl-Heinz Ulrich habe ich 2014 auf der Fahrt nach Tarutino im Becker-Bus kennengelernt. Er unterhielt uns als Reiseführer mit Berichten über die Orte, durch die wir fuhren und die er aus seiner früheren Tätigkeit als Regionalpfarrer der DELKU gut kannte. Eine andere Facette zeigte er in seiner Sonntagsandacht bei der Herbsttagung 2019 in Bad Sachsa. Er sprach über das Tagungsthema „Toleranz“ anhand der Briefe des Apostels Paulus an die urchristlichen Gemeinden und setzte uns damit ein Licht auf, das niemanden unberührt ließ.

Ich freue mich sehr, dass Pastor Ulrich einwilligt hat, die Redaktion „Kirchliches Leben“ im Mitteilungsblatt zu übernehmen. Die großen Fußstapfen seiner Vorgänger wird er auf seine eigene Art ausfüllen. Er versteht es, den Geist des christlichen Glaubens für uns Heutige greifbar zu machen. Ich wünsche ihm bei seiner Arbeit viel Freude, Erfolg und Gottes Segen.

Der neue Redakteur stellt sich vor

KARL-HEINZ ULRICH

Im Jahr nach der Flucht aus Westpreußen wurde ich in Norddeutschland geboren. Meine Eltern hatten in Bessarabien in Fürstenfeld I gelebt.

Bei Hamburg bin ich zur Schule gegangen und wurde ich konfirmiert.

Dort habe ich eine Ausbildung zum Maschinenschlosser gemacht, und nach einiger Zeit in diesem Beruf ging ich ins Studium der Theologie. Meine Examen machte ich in Bayern. In der Region Rosenheim begann ich als Vikar. Dort haben wir auch geheiratet. 1984 sind wir für die Seemannsmission nach Togo in Westafrika gegangen. Dort und in Ghana habe ich mehrere Jahre auch die deutschen Auslandsgemeinden betreut. Nach der Rückkehr arbeitete ich wieder als Pfarrer im Bereich Rosenheim. Nach fünf Jahren wurde mir die Aufgabe als Abteilungsleiter im Landesverband des Diakonischen Werkes in Nürnberg übertragen. Ich war dort sowohl für den Bereich „Migration und Aussiedler“ zuständig, als auch verantwortlich für die Kooperation mit den Partnerkirchen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Dazu zählte in Osteuropa neben Ungarn auch die Ukraine. Viele Dienstreisen haben mich von 1992 bis



2005 nach Odessa und in andere Städte der Ukraine geführt. Gemeinsam mit anderen Organisationen habe ich versucht, dort die diakonisch-sozialen Dienste in der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche der Ukraine (DELKU) aufzubauen. Ab 2005 habe ich dann selbst für

fast vier Jahre in Odessa gelebt und für die DELKU als Pfarrer und Beauftragter für die Diakonie gearbeitet. Ein Schwerpunkt lag auf der Ausbildung von Altenpflegkräften für unsere Kirchengemeinden. Mein „Pfarrsprengel“ ging von Nikolajew im Osten der Ukraine bis zum Donaudelta. Somit gehörte „Bessarabien“ zu meinem Seelsorgebereich.

Bald nach meiner Rückkehr aus der Ukraine bin ich in den Ruhestand getreten, konnte aber noch „keine Ruhe geben“. Ich habe noch bis vor gut einem Jahr für die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) in unterschiedlichen Gemeinden im Ausland gearbeitet, zuletzt in Malta.

Meine Frau und ich wohnen weiterhin in Nürnberg. Unsere Tochter arbeitet bei der Diakonie in Bamberg. Der Sohn lebt mit Frau und zwei Kindern in Berlin. Ab und zu fahre ich nach Wistedt, meinen „Heimatort“ und besuche meine Schwester, die noch in unserem Elternhaus wohnt.

Auflösung der Landesgruppe Rheinland-Pfalz

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitarbeiter!

Was schon seit längerer Zeit abzusehen war, ist nun leider Wirklichkeit geworden: die Landesgruppe Rheinland-Pfalz hat ihre Vereinstätigkeiten eingestellt.

Im vergangenen Jahr mussten wir ja bereits wegen Mangel an Besuchern unseren jahrzehntelangen Treffpunkt, das Heim der Bessarabiendeutschen in Urmitz bei Koblenz, schließen. Um den Kontakt zu den verbliebenen 10 bis 15 Personen nicht ganz abreißen zu lassen, haben wir danach noch durch einen Stammtisch versucht in Verbindung zu bleiben. Aber auch dieser kleine Kreis ist inzwischen schon wieder kleiner geworden. Die Zeit bleibt ja nicht stehen und alle sind nun in einem kritischen Alter, in dem Krankheit oder Tod näher sind als Verein und Vergnügen. Wir müssen eben auf diese Tatsache reagieren. Bei der Jahreshauptversammlung am 08. März war das Thema Nummer eins. Im Vorfeld war man sich bereits einig, dass es in diesem Sinne eine Entscheidung geben müsse, und so waren die 17 anwesenden Personen, (davon 5, die sonst nie oder ganz selten anwesend waren), einig und be-

schlossen einstimmig diesen Tagesordnungspunkt. Es wurde auch einstimmig über die Verwendung des noch restlichen Kassenbestandes entschieden. Demnach wird der größte Teil dafür verwendet, die Gedenkstätten in Krasna/Krasnoe einer umfangreichen Renovierung, Erhaltung und Pflege, auch für die Zukunft, zu gewährleisten. Die Kapelle auf dem Friedhof benötigt eine umfangreiche Sanierung und der Platz mit dem Gedenkstein und Kruzifix soll weiterhin betreut und gepflegt werden. Der restliche, kleinere Teil des Geldes wird für die Renovierung, Pflege und Erhaltung der hiesigen Gedenkstätten reserviert. Wir haben ja hier auf dem Friedhof in Münstermaifeld den Platz mit dem Gedenkreuz der Heimatvertriebenen und in Mendig das typische Krasna-Kreuz, das jetzt im Frühjahr auch einer grundlegenden Renovierung bedarf. Zuverlässige Personen, die diese Pflege auch in der Zukunft übernehmen, haben sich zur Verfügung gestellt, die auch jährlich dafür einen kleinen Obolus bekommen sollen.

So denken wir, ist dafür gesorgt, dass auch in Zukunft die Erinnerung an die deutschen Kolonisten in Bessarabien und die Ansiedlung hier in der neuen Heimat nicht im Nebel der Vergangenheit untergeht.

Als bisheriger Landesgeschäftsführer werde ich, solange ich kann, für Informationen und Auskünfte zur Verfügung stehen. Auch den Versand von Büchern, Fotoserien, Ortsplänen etc. über die katholischen Orte Krasna, Emmental, Balmas und Larga werde ich weiterhin betreuen, so dass sich auch die nachfolgenden Generationen in Zukunft noch über die Geschichte ihrer Vorfahren informieren können.

Viele Sachen aus unserem früheren Heim sind ja bereits im vergangenen Jahr nach Stuttgart zur Archivierung überführt worden. Sollten sich noch weitere Gegenstän-

de finden, aus Nachlässen oder Wohnungsaufösungen, werden wir uns weiterhin darum kümmern und ins Museum übergeben.

Wir sind noch ein paar Personen, die das sicher noch ein paar Jahre organisieren können.

Zum Schluss noch ein Dank an den Bessarabiendeutschen Verein e.V. und alle Mitarbeiter für die nette und fruchtbare Zusammenarbeit in all den Jahrzehnten.

Ich selbst habe etliche Jahre, obwohl ich keinen bessarabischen Hintergrund habe, die Landesgruppe Rheinland-Pfalz als Delegierter und Mitarbeiter im Heimort-

Ausschuss vertreten und immer eine gute und fruchtbare Zusammenarbeit erfahren. Deshalb auch an die „Alte Mannschaft“ an dieser Stelle noch ein persönlicher Gruß von mir.

Der „Neuen Mannschaft“ wünschen wir für die Zukunft alles Gute, Gesundheit und Gottes Segen und ein glückliches Händchen bei wichtigen Entscheidungen.

Mit freundlichen Grüßen!

Ernst Schäfer

*Landesgeschäftsführer RLP
im Bessarabiendeutschen Verein*

Aus dem Antwortschreiben des Vorstands des Bessarabiendeutschen Vereins an den Vorsitzenden der Landesgruppe Rheinland-Pfalz Ernst Schäfer wegen seines Schlussberichts.

Sehr geehrter Herr Schäfer,

im Namen des Vorstands des Bessarabiendeutschen Vereins darf ich Ihnen unser herzliches Mitgefühl aussprechen, dass Sie die schmerzliche, aber unvermeidlich gewordene Auflösung Ihrer Landesgruppe nun vollziehen mussten

Mit Ihrem schweren Schritt geht eine Ära zu Ende, die für den Verein als Ganzes bedeutsam ist. Ihre Generation der noch in Bessarabien Geborenen hat natürlicherweise eine viel engere Bindung zueinander, als es uns Nachgeborenen gegeben ist. Diese Welt geht mit dem Hinscheiden der Erlebnisgeneration unwiederbringlich verloren. Ein Trost mag Ihnen sein, dass wir weiter da sind und die Erinnerung an Bessarabien aufrechterhalten.

Danken möchte ich Ihnen für die wohlgeordnete Form, in der Sie den Abschied vollzogen haben. Ich bin beruhigt zu erfahren, dass für die Betreuung der Gedenkstätte in Krasna/Krasnoe bis auf weiteres gesorgt ist. Besonders wertvoll sind für uns die Filme über das Leben in Bessarabien, die in Ihrer Landesgruppe entstanden sind und die Sie uns überlassen haben. Diese für die Zukunft zu erhalten, wird uns ein besonderes Anliegen sein.

Mit freundlichen Grüßen

*Brigitte Bornemann
Bundesvorsitzende*

Digitaler Museumstag beim Bessarabiendeutschen Verein

So hat es ihn noch nie gegeben: der diesjährige 43. internationale Museumstag wird digital stattfinden. Auch das Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien und der Dobrudscha ist bis auf weiteres für den Besucherverkehr geschlossen. Zum Museumstag haben wir uns digitale Aktionen für Sie ausgedacht. Kommen Sie doch

am Sonntag, den 17. Mai 2020

auf unsere Homepage
www.bessarabien.de

und lassen sich überraschen!

Schauen Sie vielleicht auch bei anderen Landsmannschaften vorbei. Zum Beispiel auf der Seite des Westpreussischen Landesmuseums <http://westpreussisches-landmuseum.de> oder beim Museum für Russlanddeutsche Geschichte in Detmold www.russlanddeutsche.de

Eine Übersicht über weitere Aktionen bundesweit gibt es auf www.museumstag.de

„Lebenslinien“

Werner Schäfer beschreibt in drei Abschnitten ausführlich die Geschichte seiner Familie über einen Zeitraum von 570 Jahren: die Schäfers in Württemberg (1450–1830), in Bessarabien (1830–1945) und in Baden-Württemberg (1945–2020). Darüber hinaus findet Leser allgemeine Informationen über Bessarabien, über die Geschichte der Region und zum Beispiel die Herkunft des Namens.

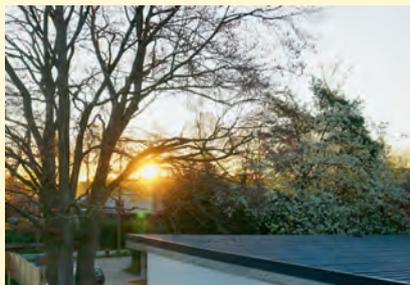
Lesen Sie eine ausführliche Buchbesprechung in der nächsten Ausgabe des Mitteilungsblattes.

„Lebenslinien“ von Werner Schäfer umfasst 750 Seiten und kann beim Bessarabiendeutschen Verein e.V. zum Preis von € 30,00 gekauft werden.



Gemeinsam durch die Corona-Zeit

Liebe Leser,
es ist schon eine verrückte Zeit, die wir gerade erleben. Fast aus dem Nichts kommt ein aggressiver Virus und bringt unser aller Leben so richtig durcheinander. Und so wichtig es ist, dass wir alle zu Hause bleiben, damit wir gesund bleiben und unser Gesundheitssystem nicht überlastet, so schwer ist es manchmal, wenig Kontakt mit der Außenwelt zu haben. Und so schade ist es, dass unser Vereinsleben nur noch so eingeschränkt möglich ist. Alle regionalen Treffen mussten bis auf Weiteres abgesagt werden, Fahrten in die Heimatgemeinden sind gerade nicht möglich. Aber wir haben das Mitteilungsblatt, um uns auszutauschen: Was machen Sie in dieser Zeit, um in Kontakt zu bleiben? Päckchen packen, Briefe schreiben, Videokonferenzen, in der Geschichte forschen etc.? Lassen Sie uns teilhaben, vielleicht können wir uns gegenseitig Mut machen und gute Ideen liefern.



Wir freuen uns sehr über alle Zuschriften, Geschichten und Anekdoten, die wir in den nächsten Ausgaben veröffentlichen können. Gerne per E-Mail:

redaktion@bessarabien.de oder per Post:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.,
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart.

Auch meine Aufgabe im Verein sieht momentan anders aus als vor der Pandemie. Da ich zwei kleine Kinder zu Hause

habe, die zurzeit natürlich nicht in den Kindergarten können, nutze ich die frühen Morgenstunden, um das Mitteilungsblatt zusammenzustellen. So komme ich, während noch alle schlafen, in einen Genuss, der mir sonst verwehrt bleibt: die Sonne scheint in mein Arbeitszimmer und mir direkt ins Gesicht. Zu meiner üblichen Arbeitszeit ist sie schon längst um das Haus herumgewandert.

Schöne Grüße und bleiben Sie gesund

Anne Seemann

Schüler-Exkursion

Peterstaler Schülerinnen und Schüler lernen unseren Verein und einige Regionen von Süddeutschland kennen und sie knüpfen Beziehungen zu Schülerinnen und Schüler der Georg-Goldstein-Schule in Bad-Urach

Völkerverständigende, verbindende Kontakte von jungen Menschen aus Peterstal, einem kleinen, von ehemaligen Deutschen Kolonisten Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten Dorfes, im Grenzbereich der Südukraine zur Republik Moldau gelegen



Die Reisegruppe vor dem Schloss Lichtenstein

GÜNTHER VOSSLER

An dieser Schülerexkursion von Peterstal nach Deutschland konnten natürlich nicht alle Schülerinnen und Schüler, die in Peterstal die Schule besuchen, teilnehmen. Diese Reise war den älteren Schülerinnen und Schülern der Peterstaler Schule vorbehalten, die dort an der Schule als zweite Fremdsprache „Deutsch“ gewählt haben. Zur Vorbereitung auf diesen Besuch habe ich mir auch Informationen über Peterstal angelesen. Peterstal/Kuruschika war bis zur Umsiedlung eine kleine Hektargemeinde. Die deutsche Bevölkerung, die in dieser Region lebte, war mit 122 Seelen und nur 150 Desjatine Land in der Minderheit. Wir können in den Aufschrieben der Chronik von Peterstal lesen: Das Leben dort war ein Kampf um das tägliche Brot. Man konnte nur einigermaßen überleben, wenn man jede Möglichkeit zur Lohnarbeit darüber hinaus nutzte. Heute ist Peterstal/Kuruschika jedoch ein lebendiges Dorf. Größter Arbeitgeber ist die Agrargenossenschaft mit einem Schwerpunkt im Weinanbau. Peterstal/Kuruschika liegt im Grenzbereich zur Republik Moldau. Es leben keine deutschstämmigen Personen mehr im Ort, die meisten Bewohner sind Moldauer und Bulgaren.

Wie kam es zu dieser Reise? Zu unserem Bundestreffen 2018 war neben anderen

Personen aus Peterstal auch die Lehrerin Jelena Barbova eingeladen. Sie unterrichtet Deutsch an der Peterstaler Schule. In den Tagen nach dem Bundestreffen und nach verschiedenen Kontakten mit Frau Barbova bat Sie um Unterstützung durch unseren Verein, damit eine Exkursion von einer kleinen Gruppe von Schülerinnen und Schülern, die Deutsch als zweite Fremdsprache lernen, nach Deutschland möglich werden könne. Sie verspricht sich durch solch eine Reise eine Motivation für den Deutsch-Unterricht an ihrer Schule generell und natürlich eine Vertiefung der Sprachkenntnisse ihrer Schülerinnen und Schüler.

Nach einer längeren Zeit der Vorbereitung wurde die Reise nach Deutschland auf Herbst 2019 terminiert. Die Kosten der An- und Rückreise nach Deutschland wurden von den Verantwortlichen in Peterstal übernommen. Unser Verein mietete für den einwöchigen Aufenthalt vom 20. – 27. Oktober 2019 das Selbstbachhaus in Bad Urach an. Es ist ein Selbstversorgerhaus der Naturfreunde Bad Urach. Mit der Georg-Goldstein-Schule wurde vereinbart, dass die Schülerinnen und Schüler in diesem Zeitraum immer am Vormittag am Unterricht in der Georg-Goldstein-Schule – auf unterschiedliche Klassen aufgeteilt – teilnehmen.

Am 20. Oktober gegen 17.00 Uhr sollte die Schülergruppe – fünf Schülerinnen

und Schüler – und ihre Lehrerin auf dem Stuttgarter Flughafen landen. Unsere Empfangsdelegation Werner Schäfer und seine Frau Hannelore sowie Simon Nowotni warteten vergeblich. Die Gruppe, die mit Austrian-Airlines pünktlich in Odessa gestartet war, kam nicht in Stuttgart an. Was war geschehen? Nach der Landung in Wien musste die Gruppe, wie alle anderen Reisenden auch, nochmals durch die Gepäckkontrolle und dann zur Passkontrolle. Die Zeit, um den Weiterflug von Wien nach Stuttgart zu erreichen, war zu knapp bemessen und das Flugzeug startete ohne die Gruppe nach Stuttgart. Wir alle waren in Sorge, warum die Gruppe nicht ankam, aber mit Unterstützung von Alfred Hein und Else Fiedler, die sehr gute Beziehungen zu den Verantwortlichen in Peterstal aufgebaut haben, erreichten sie telefonisch Frau Barbova in Wien und sie erklärte das Missgeschick, das vorgefallen war.

Entgegenkommenderweise erklärte sich die Fluggesellschaft Austrian-Airlines bereit, ohne zusätzliche Kosten, den Weiterflug nach Stuttgart am nächsten Tag durchzuführen. So kam dann die Schülergruppe am Morgen des 21. Oktober 2019 in Stuttgart an. Für die Schülerinnen und Schüler bedeutete dies, die Nacht vom 20. auf den 21. Oktober 2019 auf dem Flughafen in Wien zu verbringen. Dies war sicherlich auch ein besonderes Erlebnis.

Der Aufenthalt ab Montag, den 21. Oktober 2019 gestaltete sich dann sehr positiv. Nach dem Einzug im Selzbachhaus und dem gemeinsam eingenommenen Mittagessen besprachen wir den gesamten Programmablauf für die Woche. Neben dem Schulbesuch in der Georg-Goldstein-Schule an den Vormittagen legten wir die weiteren Programmpunkte für die Nachmittage fest. An zwei Nachmittagen waren wir in Stuttgart. An einem Nachmittag besuchten wir das Mercedes-Museum, was ein besonderer Wunsch der Schülerinnen und Schüler war, und unser Haus der Bessarabiendeutschen. In unserem Museum konnten wir erläutern, was die Gründe und Ursachen waren, die zum Ende des 18. Jahrhunderts und zum Beginn des 19. Jahrhunderts zur Auswanderung nach Bessarabien führte. Besonderes Interesse zeigten die Schülerinnen und Schüler an den Modellen der Bauernhöfe und an den Fotografien der deutschen Siedlungen in den 1930er Jahren. Auch über den Bauernmarkt in Tarutino konnten wir die interessierten Schülerinnen und Schüler informieren. Den Abend verbrachten wir dann im Zentrum von Stuttgart. Am zweiten Nachmittag in Stuttgart besuchten wir das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg. Die Schülergruppe wurde von Dr. Christiane Absmeier, der Leiterin des Hauses der Heimat, begrüßt und Frau Dr.



Schülergruppe mit ihrer Lehrerin vor dem Georg-Goldstein-Gymnasium in Bad Urach



Bei dem Besuch in unserem Heimatmuseum hatten die Schülerinnen und Schüler sichtlich Spaß



Als Abschluss gab es eine Wanderung zum „Neunerköpfe“ im Annheimer Tal

Diane Dingeldein übernahm dann mit ihrem Kollegen das Programm für den Nachmittag.

Thema war: „Dem Heimatbegriff auf der Spur“

Was ist Heimat? Was verbinde ich mit diesem Begriff? Gemeinsam mit Frau Dr. Dingeldein und ihrem Kollegen machten sich die Schülerinnen und Schüler auf die Suche nach Antworten. Spielerisch lernten die ukrainischen Schülerinnen und Schüler aus Peterstal im Oblast Odessa zunächst kuriose Fakten über Baden-Württemberg kennen. Anschließend sollten sie selber über den Heimatbegriff nachdenken. Mithilfe unterschiedlicher Gegenstände und Zitate setzte jeder seine eigenen Schwerpunkte. Für manche ist Heimat vor allem das Essen und die Natur, während sie für andere eher in der Sprache und sozialen Netzwerken angesiedelt ist. Einig waren sich aber alle, dass die eigene Verwurzelung durch Familie und Freunde entscheidend ist. Auch in der nächsten Aufgabe standen Familie und Freunde noch einmal im Mittelpunkt: alle Teilnehmenden malten

fünf Dinge, die sie beim Auswandern mitnehmen würden. Die Schülerinnen und Schüler packten jeweils ein Fotoalbum mit Familienbildern und verschiedene Erinnerungsstücke an geliebte Verwandte und die eigene Kindheit ein – und dies, ohne sich vorher abgesprochen zu haben. Heimat nur auf einen Ort zu reduzieren, würde hier also zu kurz greifen. Durch den Workshop konnten jedenfalls alle Beteiligten neue Denkanstöße mitnehmen. Die Natur der Alb-Landschaft um Bad Urach kennen zu lernen waren weitere Schwerpunkte der Nachmittagsprogramme. Es fand eine Wanderung zu den Bad Uracher Wasserfällen statt und eine weitere Exkursion zur Bärenhöhle im Geopark Schwäbische Alb und zur Burg Lichtenstein bei Reutlingen. Die Exkursion zur Bärenhöhle organisierten Alfred Hein und Else Fiedler, deren Vorfahren aus Kurudschika/Peterstal stammen. Ein Höhepunkt an der Georg-Goldstein-Schule war für die Schülerinnen und Schüler aus Peterstal, dass sie ihre Heimat Peterstal mit der Region Tarutino und dem Oblast Odessa für alle Schülerinnen und Schüler der Georg-Goldstein-Schule und der Lehrerinnen und Lehrer präsent-

tieren konnten. Jeder der fünf Schüler übernahm einen Teilbereich der Präsentation. Es war eine tolle Leistung, dass sie diese Präsentation in deutscher Sprache durchführten. Es war zu spüren, dass sie sehr gut vorbereitet waren und noch zu Hause in Bessarabien für diese Präsentation – damit sie erfolgreich verläuft – viel geübt hatten.

Der Abschluss ihrer Reise nach Deutschland führte die jungen Leute aus Bessarabien ins Tannheimer Tal. Gemeinsam bestiegen wir das „Neunerköpfe“ in Tann-

heim bis zum Gipfelkreuz. Alle waren begeistert von der landschaftlichen Vielfalt des Voralpengebietes. Bei herrlichem Wetter bestaunten sie die vielen Drachen- und Gleitschirmfliege, die oben, kurz unter dem Gipfelkreuz des „Neunerköpfe“, zu ihren Flügen starteten.

Als Fazit können wir feststellen, dass eine gelungene Begegnung mit gleichaltrigen Schülerinnen und Schülern aus dem Georg-Goldstein-Gymnasium erfolgen konnte und Kontakte geknüpft wurden, die sicher noch eine lange Zeit über die

sozialen Netzwerke erhalten bleiben und sich festigen werden. Auch für unseren Verein sind solche völkerverständigende, verbindende Kontakte von jungen Menschen aus Deutschland und aus Bessarabien wichtig. Europa kann ein bisschen mehr zusammenwachsen.

Am 28. Oktober 2019 traten die Schülerinnen und Schüler dann die Rückreise an und Simon Nowotni brachte die ganze Gruppe wohlbehalten zum Flughafen Stuttgart wo sie wiederum über Wien nach Odessa zurückflogen

Leserbrief: „Bessarabische Toleranz“ – es gibt sie doch!

ARNULF BAUMANN

Der Leserbrief von Dr. Horst Eckert „Bessarabische Toleranz – der neue historiographische Schlüsselbegriff?“ auf Seite 15 des März-Heftes enthält einige Missverständnisse, zu denen ich selber Anlass gegeben habe, weil ich krankheitsbedingt der Bitte von Erika Wiener, eine Kurzfassung meines Vortrags einzureichen, nicht entsprochen habe und daraufhin nur eine sehr gekürzte Fassung davon erschien. Das möchte ich hiermit ergänzen, der volle Text meines Vortrags wird im Jahrbuch 2021 nachzulesen sein.

1. Ganz allgemein möchte ich darauf hinweisen, dass „Toleranz“ ein sehr vielschichtiger Begriff ist. Es kann jemand auf einem Gebiet sehr tolerant sein, der sich auf einem anderen ausgesprochen intolerant verhält. Umfassende allseitige Toleranz gibt es nicht. Das heißt umgekehrt, dass der Nachweis einer Intoleranz in einem Bereich nicht notwendig eine tolerante Haltung in anderen Bereichen ausschließt.

2. Mit „bessarabischer Toleranz“ ist nicht nur „bessarabiendeutsche Toleranz“ gemeint. Vielmehr soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass in der Landschaft Bessarabien – die es immer noch gibt – eine Kultur des friedlichen Zusammenlebens der verschiedenen Nationalitäten entstanden ist und beibehalten wurde, die es anderwärts nicht in gleicher Weise gibt. Sie entstand durch bewusste Planung der russischen Behörden in der Ansiedlungszeit.

3. In meinem Vortrag habe ich darauf hingewiesen, dass diese Art staatlich verordneter Toleranz einen langen Vorlauf hat, der in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg in der Mitte des 17. Jahrhunderts angefangen hat, als nach den Kriegszerstörungen der Wiederaufbau begann, der oft auf staatliche Initiativen angewiesen war. Im großen Maßstab gab es solche Kolonisationsprojekte seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, in Österreich-Ungarn (Galizien, „Militär-

grenze“ im heutigen Jugoslawien) und im Zarenreich (Wolgakolonien, Kaukasus, Schwarzmeergebiet), Bessarabien war das letzte solcher Projekte auf russischem Boden. Oft wurde dabei anderskonfessionelle und -nationale Bevölkerung ins Land geholt.

4. In Bessarabien konnten die russischen Behörden auf Erfahrungen früherer Projekte zurückgreifen. Sie achteten darauf, dass es in den Siedlungen nur jeweils eine Nationalität und Konfession gab, um mögliche Reibungsflächen zu vermeiden. Das Fürsorgekomitee sorgte dafür, dass in den Siedlungen ein geregeltes Gemeinschaftsleben entstand, wofür ihnen Selbstverwaltung und Religionsfreiheit eingeräumt wurde, und dass zwischen den Bewohnern verschiedener Siedlungen ein Zustand grundsätzlichen Respekts herrschte. Dafür wurde der rechtliche Sonderstatus des „Kolonisten“ geschaffen, der die Erhaltung der Identität der Ansiedler absicherte.

5. In einem weiteren Abschnitt behandelte ich die Störungen der anfänglichen Toleranz: Das begann mit der nationalistischen Bewegung des Panslawismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der zur Abschaffung des Kolonistenstatus führte. Durch den Zweiten Weltkrieg verschärfte sich die Situation in den Gebieten östlich des Dnjestr, indem alle Deutschen zu Feinden erklärt, verfolgt und deportiert wurden. Bessarabien war durch den Anschluss an Rumänien davon nicht betroffen. Der rumänische Staat versuchte allerdings mit aller Kraft, seine Neubürger durch Militärdienst und durch das Schulwesen zu Rumänen zu machen, was jedoch nicht gelang. Die Bewegungen des Nationalsozialismus bei den Deutschen und des Czuzismus bei den Rumänen (und Deutschen) wirkten sich weiter störend aus. Jedoch blieb in weiten Bereichen der traditionelle respektvolle Umgang miteinander erhalten. (Ich kann mich aus meiner Kindheit an einen Einkauf in einem jüdischen Stoffgeschäft in

Tarutino in der Zeit vor der Umsiedlung erinnern, – das war in Bessarabien immer noch möglich!)

6. Der Umgang deutscher Landwirte mit ihren andersnationalen Arbeitskräften war sicher nicht immer vorbildlich. Es gibt jedoch genügend Beispiele für positives Verhalten, bis hin zu der Aufnahme eines zur Waise gewordenen Jungen in eine bessarabiendeutsche Familie und dessen Mitnahme bei der Umsiedlung nach Deutschland (vgl. Jahrbuch 2010, S. 141–142). Diese Einstellung wirkte sich auch nach der Ansiedlung im besetzten Polen (Wartheland und Danzig-Westpreußen) aus, wo viele Bessarabiendeutsche das staatliche Verbot gemeinsamer Mahlzeiten mit polnischen Arbeitskräften unbeachtet ließen, weil sie es aus ihrer Heimat anders gewohnt waren.

7. Nach dem Abklingen der Spionagefurcht und der feindseligen Haltung gegenüber allem Deutschen aus der Stalinzeit kam auch in Bessarabien die alte Grundeinstellung wieder zum Vorschein. Unzählige Bessarabiendeutsche haben es bei Reisen in die frühere Heimat erlebt, mit welcher herzlichen Offenheit und überströmenden Gastfreundschaft sie von den heutigen Bewohnern empfangen worden sind, das ist nicht in allen früheren deutschen Siedlungsgebieten in Osteuropa so. Wir sollten daher die „bessarabische Toleranz“, die wir dort erfahren können, als ein kostbares Erbe der Vergangenheit erkennen, das auf Grund besonderer geschichtlicher Umstände entstanden und erhalten geblieben ist und das auch von unserer Seite unterstützt und gepflegt werden sollte, z. B. durch die Jugendbegegnungen der letzten Jahre oder auf vielfältige andere Weise. Dass die „bessarabische Toleranz“ trotz vielerlei Störungen erhalten blieb, ist eine Tatsache, die deutlicher ins Bewusstsein gerückt zu werden verdient. Sie kann beispielhaft wirken für andere Gebiete, in denen verschiedene Völker auf dem gleichen Raum zusammenleben.



LENA KOCH,
Yarker, Ontario, Canada

Liebe Dobrudschaner Nachkommen, ich habe oft schon daran gedacht, wie schön es wäre, öfters von den Nachkommen der Dobruška zu hören. Viele Wege sind im Sand verlaufen, nicht nur von denen, die Anfang 1900 ausgewandert sind, sondern auch von den Nachkommen, die nach dem Krieg auswanderten. Es wäre doch schön, wenn diese Leute sich auch wieder einmal im Mitteilungsblatt des Bessarbiendeutschen Vereins zu Worte melden würden. Dort ist immer Platz für die Dobruška reserviert, den wir nutzen können und sollten. Ich leite auf Facebook eine Dobrudschagruppe und versuche, durch dieser Gruppe mit den Nachkommen der Dobrudschadeutschen in Verbindung zu bleiben. Wir helfen uns untereinander mit der Ahnen- und Familienforschung und teilen auch Geschichten und Bilder miteinander. Aber nicht jeder ist an Facebook angeschlossen. Ich selber habe eigentlich offiziell nur Verbindung zu der Dobruška

Nachrichten aus Kanada

durch meinen Mann, dessen Eltern beide in der Dobruška zur Welt kamen.

Seit es DNA gibt und wir einen Test machten, stellte sich heraus, dass auch ich nicht nur nach Russland sondern auch nach Rumänien Verbindungen habe. Wie genau, weiß ich bis jetzt noch nicht genau. Aber laut DNA gehen auch meine Wurzeln über die Dobruška und Bessarabien nach Polen und weiter in den Westen und Osten Europas zurück. So scheint die Verbundenheit zu dem kleinen Völkchen der Dobrudschadeutschen auch in meinen Genen zu liegen.

Ich würde es super finden, wenn jeder hin und wieder einen Artikel, eine Geschichte und auch das Scheiden eines lieben Familienmitglieds in dem Mitteilungsblatt bekannt gibt.

Mit Grüßen aus Kanada
Lena Koch

Bei Interesse an Nachkommen in den USA und Kanada und natürlich auch für Genealogische Anfragen stehe ich gern zur Verfügung. Bitte wenden Sie sich an Lena Koch <Lenajoze@gmail.com>

oder

Lena Koch
56 Mill Street Box 141
Yarker, Ontario K0K 3N0
Canada

Aus den Familien

Verstorben ist in Vancouver am 4. März 2020 in ihrem 105. Lebensjahr, Rosie Wood, geborene Koch. Sie war die Tochter von Philipp Koch und Magdalene Albrecht.

Verstorben ist am 26. Februar 2020 Frieda Weisenburger/Enzi geborene Koch im Alter von 99 Jahren. Sie war die Tochter von Philipp Koch und Magdalene Albrecht. Philipp Koch war der Sohn von Jakob Koch und Rosina Poed. Er wurde in Fachria/Dobruška geboren und ging Anfang 1900 nach Kanada, wohin ihm dann sein Vater 1907 nachfolgte. Philipp Koch heiratete seine Stiefschwester Magdalene Albrecht, die eine Tochter von dem uns noch immer unbekannteren Johannes Albrecht und Barbara Reister war. Barbara Reister heiratete in zweiter Ehe Jakob Koch in Fachria und ging mit ihm 1907 nach Kanada.

Brillenetui und Stickschere

EVA HÖLLWARTH

Immer wieder bin ich fasziniert, wie kunstfertig einfache Gegenstände verziert sind, die wir im Museum ausgestellt haben. Wunderhübsch finde ich das Brillenetui von Berta Baisch, geboren am 12.03.1872 in Sarata und gestorben am 05.07.1971 in Neufürstehütte. Sie war eine Tochter von Lehrer Baisch, dem 1. Direktor der Wernerschule in Sarata. Ihre Mutter war Marie Baisch, die Tochter von Dr. Friedrich Lütze, dem ersten deutschen Arzt in Bessarabien.

Das Brillenetui hat eine Länge von 16 cm, eine Breite von 6 cm und als Material wurde mit Stoff bezogener Karton verwendet. Auf der Vorderseite benützte die Stickerin Wollstoff mit Seidenrips. Die Blumen und Blätter sind mit Platt- und Stielstich in den Farben hellblau und kornblumenblau, sowie hell- und dunkelgrün und gelb mit Seidengarn bestickt. Auf der Rückseite wurde schwarzer Baumwollstoff mit weißen Punkten verwendet. Die Rückseite ist teilweise geklebt und teilweise angenäht. Die Blumen und Blätter haben immer noch leuchtende Farben und sind kein bisschen ausgebleicht.

Die Stickschere von Ella Winkler-Lütze ist ein ganz aparter Gegenstand. Sie hat die Maße 9 cm mal 4 cm, ist aus silber-



verchromtem Metall und hat die Form eines Storchen mit ziselierten Flügeln und Beinen. Stickscheren haben sehr spitze feine Klingen. Sie sind daher für anspruchsvolle Handarbeiten geeignet. Ella Winkler-Lütze war die Ehefrau von Friedrich Winkler, dessen silberner Becher in der April-Ausgabe des Mitteilungsblat-

tes vorgestellt wurde. Ihr Urgroßvater war auch Dr. Friedrich Lütze.

Ella Winkler-Lütze war bereits vor der Umsiedlung in Bessarabien und nach dem letzten Krieg schriftstellerisch tätig. Sie veröffentlichte Aufsätze, schrieb Erzählungen und übersetzte Gedichte aus dem Russischen ins Deutsche.

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Bilder des Monats Mai 2020

Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

*Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.*

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

*Ihr Heinz Fieß,
Administrator
www.bessarabien.de*



Rückmeldung zum Foto Nr. 1 des MB März 2020: Frau Klara Becker geb. Schilling, geb. 1930 in Borodino, jetzt wohnhaft in Sachsenheim, weiß, die Menschen auf dem Foto aus Borodino stammen. Sie kennt die meisten darauf vom Sehen, da sie nach dem Krieg mit ihnen zusammen in einem Flüchtlingslager am Flugplatz in Großsachsenheim gelebt hat. Mit Sicherheit erkennt sie Samuel Kron in der oberen Reihe ganz links. Die Frau in der vorderen Reihe links könnte ihre Schwester Emilie (geb. 1922) sein. Die Uniform von Samuel Kron spricht allerdings eher dafür, dass das Foto ca. 1941 in einem Umsiedlungslager aufgenommen wurde. Sie erkennt auch Reinhold Scheuer, der hinter seiner Frau Emilie, geb. Schindler steht.



Rückmeldung zu Foto Nr. 2 Mitteilungsblatt April 2020 Seite 11 von Norbert Heuer:
Das Bild taucht im Heimatkalender der Bessarabiendeutschen 1969 auf Seite 63 mit folgender Beschriftung auf: „Ausstellung des deutsch-bessarabischen Landwirtschaftsvereins während des Volkstages in Teplitz 1937. Der den Betrachter anblickende Mann ist mit hoher Wahrscheinlichkeit Robert Adolf aus Brienne, der Großvater mütterlicherseits von Norbert Heuer. Eines der vergleichbaren Fotos zeigt ihn beim Bauernlehrgang in Arzis, Foto im Bildband Brienne auf Seite 43.“



Ein Napola-Schüler erlebt das Kriegsende

Auszüge aus dem Buch von Norbert Baier, *Ferne Kindertage*, 179 Seiten

Der Bessaraberjunge Norbert Baier aus Arzisz wird mit seiner Familie in Westpreußen angesiedelt und dort im November 1944, gerade 13 Jahre alt geworden, für die nationalsozialistische Offiziersschule Napola ausgewählt. Im Januar 1945 rückt er in Köslin ein. Doch kurz darauf werden die Schüler in mehreren Etappen Richtung Westen evakuiert.

15. März 1945

Wieder einmal der Befehl „Fertig machen zum Abmarsch!“. Bei sonnigem Wetter fahren wir nachmittags mit einem Güterzug über den Rügendamm, zwei Kameraden und ich hoch oben in einem Bremserhäuschen. Das ist fast wie in einer Flugzeugkabinen. In Stralsund wechseln wir in den Wagen zu den anderen. Mitten in der Nacht ein längerer Halt in Schwaan in Mecklenburg. Es geht also westwärts. Am nächsten Abend steigen wir in Neumünster um, dann sind wir in Heide. In einem großen, alten Schulgebäude werden wir einquartiert.

Heide, im März 1945

Schulbetrieb kann man das hier eigentlich nicht nennen. Wir haben nichts mehr, was normalerweise dazugehört, weder Bücher noch Hefte oder sonst etwas. Nur der Sportunterricht ist fast wie in Köslin, denn die Turnhalle ist sehr gut eingerichtet. Immer öfter bin ich jetzt Riegenführer und damit Vorturner einer Gruppe. Besonders die Übungen an den Ringen und am Reck fallen mir leicht und machen enormen Spaß; die Riesenwelle am hohen Reck ist ein phantastisches Erlebnis.

Da wir in der Turnhalle auch essen, muss die ständig umgeräumt werden. Aber damit haben wir nichts zu tun. Das Essen wird immer düftiger, das Hungergefühl zum Dauerzustand. Manchmal gibt es Pellkartoffeln, die sind faulig und schmecken widerlich. Steckerübeneintopf mit getrockneten Kartoffelflocken und ganz wenigen Sondermeldungen [Fleischeinlage] gehört noch zum Besten. Übertroffen wird er nur gelegentlich von Dithmarscher Buttermilchsuppe. Und einmal gibt es sogar gebratenen Fisch! Es dauert nicht lange, bis wir das Mohrrübenlager in einem der Kellerräume entdeckt haben. Natürlich ist es verboten, etwas davon zu nehmen. Aber das Verbot ist wohl nur Formsache. Jedenfalls wird niemand bestraft, obwohl wir dauernd Möhren kauen. Abends gehört das Geräusch des Möhrenkauens zum Einschlafen dazu. [...] Ein paarmal kommt ein alter Lehrer zu uns und erzählt uns in breitestem norddeutschen Hochdeutsch von dem plattdeutschen Dichter Klaus Groth aus Heide und ein andermal vom Freiheitskampf der Dithmarscher Bau-

ern gegen den Erzbischof von Bremen. Gebannt lauschen wir ihm, als er anschaulich beschreibt, wie die mit Sensen, Forken, Dreschflegeln und Ähnlichem bewaffneten Bauern die schwer gerüsteten erzbischöflichen Truppen im Februar auf die regennassen Äcker der Marsch lockten, wo sie zur leichten Beute der Bauern wurden. Denn „der Khlei khlebte an ihren Füßen“ und machte sie rasch unbeweglich. Diesen entscheidenden Satz trägt der Alte mit solcher Inbrunst vor, dass wir ihn sofort übernehmen und danach unzählige Male zitieren. Die Botschaft dieser Art Geschichtsdarstellung ist uns wohl vertraut und kommt gut an. Wir sind davon ebenso begeistert wie von einem Film über das Leben in einer Kadettenanstalt in preußischer Zeit, in dem wir uns selbst wiedererkennen. Und wir sind angewidert von einem Beiprogramm-Film über Amerika mit vielen abstoßenden Szenen, wie etwa Boxkampf im schlammgefüllten Ring. Den Film „Kolberg“ hätten wir zu gerne gesehen. Es wird viel von ihm geredet, aber er kommt nicht ins Kino. Unverändert läuft der tägliche Dienst nach gewohntem Plan. Beim Morgenappell wird von den Fingernägeln bis zum letzten Uniformknopf alles einer peniblen Kontrolle unterzogen. Das Strafmaß für Trauerränder an den Fingern, offene oder gar fehlende Knöpfe, „Flickloch oder Reißloch“ usw. ist klar gestaffelt und besteht meist aus einer bestimmten Anzahl von „Ehrenrunden“ im zügigen Laufschriftum um den recht großen Schulhof. Etwas weniger gründlich sind die Appelle vor dem Mittagessen und am Abend. Aber die Uniform hat immer tipptopp in Ordnung zu sein, und auch in den Stuben haben Sauberkeit und Ordnung zu herrschen.

Immer öfter müssen wir wegen Fliegeralarm nachts in den Keller. Dort sitzen wir in Grüppchen zusammen, Affen [Törnister] auf den Knien und spielen Skat, wobei ich es erst einmal lernen muss. Dauert der Alarm länger, versuchen wir zu schlafen. Doch gerade dann ist es meist aufregend, weil das Ziel der Luftangriffe nur wenige Kilometer entfernt liegt. Es ist die Erdölraffinerie, genannt „Hölle“, zwischen Heide und Hemmingstedt. Man hört dann die Detonationen und sieht das Feuer beängstigend nah. Wenn hoch fliegende Bomberverbände auf dem Weg zu anderen Zielen unser Gebiet überfliegen, dauert der Alarm nur kurze Zeit. Wir stehen dann mitunter draußen und starren in die Höhe. Ein deutsches Flugzeug haben wir schon seit Wochen nicht mehr gesehen. [...]

Sonntag, 8. April 1945

Gegen Morgen, draußen ist es noch dunkel, hören wir das Brummen einer kleineren

*erbältlich im
Buchversand des
Bessarabiendeutschen Vereins
zum Preis von
16,00 EUR*



Maschine. Die hören wir fast jede Nacht. Manche meinen, es sei ein sowjetischer Typ, weshalb wir sie „Nähmaschine vom Dienst“ nennen, das ist der verbreitete Name für ein bestimmtes russisches Flugzeugmodell. Nichts Besonderes also; wir schlafen weiter. Kurz danach schreckt uns eine gewaltige Detonation hoch, in deren Nachhall noch das abziehende Gebrumm eines Flugzeuges zu hören ist. Ob das etwa die Maschine von vorhin war? Die Bombe muss in unmittelbarer Nähe niedergegangen sein. Ich habe mein Bett oben und direkt am Fenster und jetzt sämtliche Fensterscheiben auf mir. Da kein Fliegeralarm gegeben wird und auch sonst nichts weiter passiert, bemühen wir uns in der aufkommenden Dämmerung, unsere Betten splitterfrei zu bekommen. Dann kriechen wir wieder unter die Decken und erwarten den Morgen.

Heute ist Heise ZvD [Zugführer vom Dienst], der Zugführer des 4. Zuges und einer unserer Englischlehrer. Wir mögen ihn nicht besonders, weil er immer ein sehr finstertes Gesicht macht und als äußerst streng gilt. Er weckt uns kurz und knapp und berichtet dann mit auffallend belegter Stimme, dass die Bombe nur rund hundert Meter entfernt ein Einfamilienhaus zerstört habe, in dem einer unserer Lehrer und seine Frau einquartiert waren. Beide kamen ums Leben. Unsere Betroffenheit ist körperlich zu spüren. Zugleich beeindruckt es mich sehr, dass der finstere Heise seine eigene Erschütterung kaum verbergen kann. Die Bombe war wahrscheinlich ein Notabwurf, also blind geworfen. Dennoch macht sich der Gedanke bei uns breit, sie könnte gezielt uns gegolten haben. Auch der Anstaltsleitung erscheint es wohl ratsam, der uns vermehrt drohenden Gefahr vorzubeugen. Wir bringen unsere Betten in den Keller. [...]

Mitte April 1945

[...] Die Anzeichen mehren sich, dass die Anstalt aufgelöst wird. Noch immer hoffen wir, bewaffnet und gegen die auf Hamburg vorrückenden Engländer eingesetzt zu werden. Wir glauben, dafür gut genug ausgebildet zu sein. In der Kaserne ist Infanterie stationiert. Die müssen doch bald mal an die Front! Und so viele Waffen und Munition, dass es auch für uns reicht, werden die doch sicher haben. Aber daraus wird wohl nichts. Stattdessen werden wir gefragt, ob

wir mit der Familie in Verbindung stehen oder irgendwo Verwandte oder Bekannte haben. Von meiner Familie weiß ich seit der Karte vom 8. März aus Naseband nichts mehr. Als einzige Adresse „für alle Fälle“ hat Mutter mir die von Dr. Seitz mitgegeben, der Arztfamilie in Zwickau, mit der wir seit Mutters dortiger Tätigkeit im Roten Kreuz in Verbindung stehen. Es zeigt sich, dass nach Sachsen nicht mehr durchzukommen ist. Höchstens über Berlin könnte ich vielleicht noch fahren. Aber Berlin ist schon so bedroht, dass dies viel zu gefährlich wäre. Ich bleibe also. Diejenigen, die ein noch erreichbares Ziel haben, werden nach und nach entlassen und mit einem Marschbefehl auf die Reise geschickt.

Sonntag, 29. April 1945

Vom 3. und 4. Zug sind nur noch wenige übrig geblieben. Auch die Reihen der Zugführer haben sich gelichtet. Zugführer Neßler ist noch da. Er und andere waren die Woche über unterwegs in den Dörfern rundum, wo sie die Bauernhöfe abklapperten und für uns um Quartier bettelten. Heute nun sollen wir uns bei unseren Gastfamilien vorstellen. Nach dem Frühstück brechen wir auf. Siegfried Vahl, Horst Süßens und ich kommen zum Dellweg, einem endlos langen Straßendorf gut fünf Kilometer von Heide entfernt. Siegfried bleibt als erster auf einem großen, stattlichen Hof. Horst landet auf einem kleinen Anwesen, bei einem Kleinbauern oder Landarbeiten. Ich muss bis zum allerletzten Haus kurz vor dem Moor, einem kleinen Hof, der zwei alten Leuten gehört. Wir werden herzlich empfangen. Oma und Opa Dreyer scheinen Neßler zu mögen. Außer den beiden Alten, 67 und 71 Jahre alt und enorm rüstig, ist da noch Tante Olly, eine der vier Dreyerstöchter, die mit ihrem vierjährigen Peter hier lebt, seit sie in Hamburg ausgebombt wurde. Sie ist etwa in Mutters Alter und erklärt sich umgehend zu meiner Ersatzmutter, was mich ein wenig in die Reserve treibt. Neßler bleibt noch zum Mittagessen. Rechtzeitig vor dem Dunkelwerden mache ich mich auf den Rückweg, bis zur Oberlippe angefüllt mit deftigem Essen, Kuchen und Milch. Den beiden anderen geht es ebenso. In der Schule zurück bin ich nicht der einzige, der sich genötigt fühlt, seinen Magen abrupt wieder zu entleeren. Wir sind halt nichts mehr gewöhnt.

Montag, 30. April 1945

Ein ereignisloser Tag. Abends hängen wir noch im Wachraum herum. Dort tut sich am ehesten etwas, weil wir da ein Radio haben, das mittlerweile unentwegt läuft. Plötzlich wird eine Sondermeldung angekündigt. Nach der Art der Ankündigung muss es etwas ziemlich Wichtiges sein. Und dann tönt es schicksalsschwer aus dem Lautsprecher: Im Kampf um die Reichskanzlei starb unser Führer den Heldentod.

Dienstag, 1. Mai 1945

Als ich morgens vom Waschen kommend über den Hof gehe, begegne ich dem Anstaltsdirektor. Die Ehrenbezeugung bestünde jetzt normalerweise in gestraffter Körperhaltung, Augen rechts auf den Vorgesetzten gerichtet, den rechten Arm bis zu den Fingerspitzen ausgestreckt und zum Gruß erhoben. Da ich in beiden Händen etwas trage – Schlüssel, Kulturbeutel, Handtuch – gilt die gleiche Form ohne erhobenen Grußarm. Beim Morgenappell dann der Tagesbefehl: Ehrenbezeugung ab sofort ohne Grußarm! Ich komme mir ganz leer vor. Nur eine starke, unbestimmte Angst ist da.

Donnerstag, 3. Mai 1945

Wir drei vom Dellweg gehören zu den letzten, die entlassen werden. Einige übriggebliebene Sachen werden verteilt und mitgegeben. Wir bekommen einen Fußball und ein Fahrrad, deren Gebrauch wir uns kameradschaftlich teilen sollen. Nach dem Mittagessen ziehen wir los. Über das Fahrrad freuen wir uns besonders, so brauchen wir unsere Affen nicht zu tragen. Auf dem Fahrrad geschoben geht es allemal besser. Wir haben das Stadtgebiet noch nicht ganz verlassen, da schreit Siegfried plötzlich: Tiefflieger von links! – und schon liegen wir linkerhand hinter einem Gartenzaun an der Böschung. Im nächsten Augenblick donnert ein Jagdflugzeug ganz tief über uns hinweg. Deutlich können wir den Kopf des Piloten in der Kanzel sehen. Die Hoheitszeichen sind wegen des Flugwinkels und der Sonne nicht zu erkennen, aber wir sind sicher, dass es eine Me 109 ist. Ein deutsches Flugzeug! Dass es das noch gibt. Oder war es vielleicht eine Beutemaschine, in der ein Tommy saß? Den Kerlen ist jede Hinterlist zuzutrauen. Weil ich den weitesten Weg habe, kriege ich als erster das Fahrrad. Horst und Siegfried lösen um den Fußball. Jeweils nach einer Woche wollen wir reihum wechseln. So radle ich die letzten anderthalb oder zwei Kilometer von Horsts Quartier bis zu meinem Hof in banger Erwartung dessen, was auf mich zukommen wird.

Ein Rückblick 50 Jahre danach Hamburg, Mittwoch 3. Mai 1995

Dass heute vor fünfzig Jahren Hamburg an die Engländer kampflos übergeben wurde, wussten wir an jenem Tag nicht. Von der Versenkung der „Kap Arkona“ durch britische Jagdbomber in der Neustädter Bucht wussten wir, aber die wahre Geschichte kannten wir nicht, so wie wir auch von Neuenengamme nichts wussten oder von irgend einem anderen KZ. [...]

In den verschiedenen Rückblicken dieser Tage las ich das eine oder andere, was wir damals erfuhren, was mir aber entfallen war, so etwa vom Tod des amerikanischen Präsidenten Roosevelt am 12. April 1945. Als ich es las, sah ich uns wieder vor dem Radio

stehen und gebannt den Meldungen lauschen. Ich bin sicher, dass meine Kameraden so wie ich dachten und empfanden: Jetzt bricht Amerika zusammen, und der deutsche Endsieg ist greifbar nahe. Wir konnten uns das Fortbestehen des Staates ohne seinen Führer, auch wenn es ein Präsident war, einfach nicht vorstellen. Wie sehr unser eigenes Schicksal damit vorweggenommen wurde, wussten allenfalls unsere Lehrer. Für uns Jungen brach nur drei Wochen später völlig unerwartet nicht allein unser Staat zusammen. Unsere Welt, in die wir hineingewachsen waren und in der wir eine große Zukunft zu haben glaubten, GROSSDEUTSCHLAND fiel in Trümmer. Das Gefühl der Verlassenheit war vollkommen, jedenfalls bei mir. Diejenigen meiner Kameraden, die zu ihren Familien gelangen und mit diesen im allgemeinen Untergang abtauchen und auch wieder aufschwimmen konnten, mögen es weniger dramatisch empfunden haben. Doch darüber weiß ich nichts. [...]

Was bewog unsere Lehrer, uns so zu erziehen, wie sie es taten? Wie erlebten sie das Ende des Dritten Reiches, und wie sahen sie ihr vormaliges Tun vor diesem Ende? Diese Fragen drängten sich mir immer wieder auf; sie müssen unbeantwortet bleiben. In den Jahren 1946 bis etwa 1951 stand ich mit Zugführer Neßler in brieflichem Kontakt. Ihm war es irgendwann gelungen, bis nach Thüringen durchzukommen, wo er seine Familie wiederfand. Von dort meldete er sich bei mir. Anfangs schlug er sich als Akkordeonspieler in einer Tanzkapelle durch, bis er es schaffte, bei Zeiß in Jena als Mathematiker oder Chemiker unterzukommen. Aber in den Jahren war ich noch nicht so weit, derlei Fragen zu stellen. Später war die Verbindung abgerissen, und auch ich habe sie nicht wieder aufzunehmen versucht. An der Hochschule, an der ich mein Studium beendete, traf ich 1958 Zugführer Heise wieder. Er war dort Professor für Englisch. Bei unserer ersten Begegnung gab ich mich als ehemaligen Kösliner zu erkennen. Er meinte, er habe sich das fast so gedacht, was ich ihm jedoch nicht recht glauben mochte. Dann erzählte ich von der einzigen lebhaften Erinnerung an ihn, die sich mir vor allem wegen seiner so unerwartet sichtbar gewordenen Gefühlsregung eingeprägt hatte, von jenem Sonntagmorgen am 8. April 1945 in Heide. Er schien nachdenklich, sagte aber nichts. Im Verlauf der nächsten knapp zwei Jahre kam es nicht zu einer Wiederaufnahme des Gesprächs. Vielleicht lag es daran, dass wir fachlich nicht miteinander zu tun hatten. Seiner Einladung, mich mit der Posaune einem Hausmusikerkreis in seiner Wohnung anzuschließen, mochte ich nicht folgen, weil mir die Anforderungen zu hoch erschienen. Wenn dies ein Wink für mich hatte sein sollen, so habe ich ihn nicht verstanden.

Klöstitz (heute Vesela Dolyna): Aktuell

ARTUR WEISS

Für die meisten Bessarabiendeutschen dauerte es mehr als fünfzig Jahre, um in ihre alte geliebte Heimat reisen zu können. Die kommunistischen Machthaber machten lange Zeit alle Grenzen dicht (Eiserner Vorhang) und verboten zumindest im DDR-Bereich auch jede Betätigung hinsichtlich des landsmannschaftlichen Engagements und die Gründung von Vereinen, um die Kultur und das Brauchtum weiter zu pflegen. Es war auch ein Wagnis, sich Heimatvertriebener zu nennen und konnte schwer bestraft werden, denn im Sinne der Ulbricht-Doktrin waren wir freiwillige Umsiedler.

Erst nach der Wende war es mir möglich, mit meiner Schwester an der 180-Jahrfeier von Klöstitz, unser beider Geburtsort, teilzunehmen. Das Zeitfenster schloss sich jedoch wegen der Fülle der Feierlichkeiten und der unzähligen Eindrücke recht schnell und so blieb für meine privaten Unternehmungen wenig Spielraum.

Meine Kindheitserinnerung mit neun Jahren, die ich seit 1940 in mir trug, stimmten mit der Realität nicht mehr überein. Nur schwer fand ich die Orientierung, weil markante Punkte wie Kirche und Schule den Kampfhandlungen im Krieg und Umstrukturierungen im Ort zum Opfer gefallen waren. In der Kürze der Zeit gelang es mir, meine Parzelle in der Bergstraße zu finden, wo unser aus Lehmbatzen gebautes Haus früher stand. Es überraschte mich, dass an gleicher Stelle ein mit Stein gebautes Haus gefunden hatte. Mit dem Bewohner des neuen Hauses kam an diesem Tag leider kein Kontakt mehr zu Stande. Zu später Stunde bestiegen wir Klöstitzer die vier Busse und fuhren unter der Leitung von Edwin Kelm nach Akkerman ins Hotel Rus zurück. Von der Neugier gepackt, fuhr ich am nächsten Tag mit einem Taxi wieder nach Klöstitz, das heute Wesela Dolyna heißt, was wiederum Deutsch übersetzt „Fröhliches Tal“ bedeutet. Ich wollte die Bewohner des neuen Hauses kennenlernen und einen ausführlichen Streifzug durch das Dorf unternehmen.

Beim Betreten des Hofes kam mir ein Mann mittleren Alters entgegen und stellte sich mir als Lasar Rasnovan vor. Er war Beamter in der Gemeinde und seine Frau war Lehrerin in der neu erbauten Schule des Dorfes. Zu uns stieß bald darauf die Deutschlehrerin des Ortes Anna Topal, um dann ein umfassendes Gespräch über die Umsiedlung der Deutschen zu beginnen. Lasar, der Hausherr, schenkte fleißig seinen selbst gekelterten Wein ein und die Zeit verging wie im Fluge. Zu später Stunde drängte der Fahrer Alexander zur Rückfahrt zum Hotel nach Akkerman und mein geplanter Dorfspaziergang musste leider ausfallen.



Die Weinfelder sehen Besucher schon von Weitem



Artur Weiß mit Schülern in der Schule von Klöstitz

Nun sollte viel Zeit vergehen, bis ich mir wieder mangels Gelegenheit und anderweitigen Verpflichtungen den Wunsch erfüllen konnte, meinen geliebten Geburtsort zu besuchen und dieses Mal auch länger dort zu verweilen. Da kam mir Werner Schabert mit seiner Gruppenreise nach Bessarabien gerade recht. Wohl überlegt und mit Sachspenden gepackt begann die Reise in einem geräumigen VAN in meine alte Heimat. Wir waren uns einig den Landweg einzuschlagen, den teilweise unsere Ahnen 1813 aus Baden Württemberg zu Fuß mit Handwagen oder Ochsenkarren gingen. Wir als ihre Nachfahren bewältigen den Weg über Polen mit einem bequemen klimatisierten PKW.

Bei schönem Wetter und verschiedenen Zwischenstopps in der Westukraine und der Republik Moldau erreichten wir schließlich Tarutino, den Geburtsort meines Vaters, und quartierten uns im Bessarabienhaus bei Svetlana Kruk ein. Nach dem Abendbrot organisierte Werner für den nächsten Morgen ein Taxi nach Klöstitz und eine mehrtägige Unterkunft bei Anna und Stepan Topal in der Bergstraße.

Mit neun Jahren habe ich Klöstitz verlassen und starte heute nach fast achtzig Jahren eine Neuerkundung des Dorfes. Mein Weg führte mich zum Ringplatz, dem damaligen Zentrum des Ortes. Es fehlen heute fast alle erinnerungsträchtigen Gebäude wie Schule, Gemeindehaus, Post, Gendarmerie, Kanzlei, Lafka und Pastorat. Vor allem vermisste ich die große weiße Kirche, in der wir vier Geschwister die Taufe von Oberpastor Immanuel Baumann erhielten. Erhalten ist das alte Kriegerdenkmal mit den Inschriften der Klöstitzer Soldaten, die im 1. Weltkrieg gefallen waren. Ein neues Denkmal der gefallenen Rotarmisten des 2. Weltkrieges kam hinzu. Das Oberdorf wurde von der roten Armee genutzt und war beim Abzug fast vollständig zerstört. Im Unterdorf sind in der Nachkriegszeit einige Neubauten errichtet worden. Dort entstand ein neues Dorfzentrum mit Schule, Kulturhaus, Bibliothek, Apotheke und Arztpraxis.

Der sowjetische Truppenübungsplatz wurde in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufgelöst und ein Teil davon der Klöstitzer Gemeinde zugeschlagen. Es entstanden

dort beachtliche Weinfelder, die dem Besucher schon von Weitem ins Auge fallen. Gute Weinreben werden dort auf der sonnigen Hanglage seit Jahren angebaut und es lassen sich hervorragende Rot- und Weißweine gewinnen. Ein weiterer Arbeitgeber ist die ehemalige Sowchose „Kommunar“, die ca. 80 Dorfbewohnern Arbeit bietet und natürlich auch einzelnen Bauern, die, wie schon in der deutschen Zeit, ein arbeitsreiches Tagwerk verbringen. Im Gespräch mit Bürgermeister Petro Gramatik beklagte dieser die wenigen Arbeitsmöglichkeiten seiner Jugend im Dorf, die nur im Feldbau, in den Weingärten oder in der Viehzucht tätig sein konnten und daher in der Mehrzahl in die größeren Städte zogen. So sinkt die Einwohnerzahl Jahr für Jahr und letztendlich blieben nur die Älteren zurück. Im Dorf leben nur noch ca. 600 Bewohner und auch die Zahl der Schüler ist inzwischen von über 300 weit unter 100 gesunken. Ein Werdegang, den man inzwischen in vielen ehemals bessarabischen Gemeinden beobachten kann.

Es ergab sich die Gelegenheit, mit dem Schuldirektor ein Gespräch zu führen. Auch er beklagte den Abzug der jungen Familien und die unzureichende berufliche Weiterbildung seiner Schüler. Ein besonderes Erlebnis für mich war das Angebot des Direktors, einer interessierten Schülergruppe meine Erinnerungen an meine Kindheit in Klöstitz zu schildern. Sie waren danach so begeistert, dass sie mich gar nicht mehr gehen lassen wollten. Historie pur.

Bei meiner Spurensuche habe ich als alter Mann keinen Weg im Dorf ausgelassen, den ich als kleiner Junge ging. Ob zum Kindergottesdienst, zur rumänischen und zur deutschen Schule, zum Küsts Hügel oder mit meinem lieben Hund Tschornig zu meinen Großeltern ins Unterdorf. Dies alles, all die Begleiterscheinungen und die unvergesslichen Bilder haben mir das gegeben, was ich solange vermisst habe. Bleibt mir nur noch Danke zu sagen. Danke an meine Gastgeber Stepan und Anna Topal, meinem Grundstücksbesitzer Lasar Rasnovan und all den liebenswerten Einwohnern von Klöstitz, die mir diese grandiose Gastfreundschaft entgegengebracht haben und beigetragen haben, meinen Traum zu verwirklichen.

Klöstitz: Historie

WERNER SCHABERT

Eigentlich wollte ich Ihnen an dieser Stelle den Geschichtsverlauf der Gemeinde Klöstitz schildern, wie ich es auch in den letzten Ausgaben des MB über andere bessarabische Dörfer gehalten habe. Beim Studium verschiedener Geschichtsschreibungen unterschiedlicher Autoren entdeckte ich aber Parallelen zu unserer aktuellen unsicheren Situation in Deutschland und der Welt. Aus Platzgründen werde ich also etwas sparsamer mit anderen sicherlich auch sehr interessanten Entwicklungsabläufen umgehen und meinen Bericht nach anderen Schwerpunkten fokussieren.

Als im September 1814 nach wochenlangem strapaziösem Treck die ersten künftigen Klöstitzer in Bessarabien anlangten, war für ihre Ansiedlung trotz Zusage der russischen Behörden nichts vorbereitet. Sie sahen nur mannshohes Steppengras, in dem Nomadenvölker mit ihren Herden hausten und wo bei hereinbrechender Nacht die Wölfe heulten. Lediglich der Platz, auf dem das Dorf gebaut werden sollte, war bestimmt. Um während des bevorstehenden Winters nicht schutzlos den Unbilden der Witterung ausgesetzt zu sein, mussten die Ankömmlinge dankbar sein, dass sie in einigen moldauischen Dörfern einen ersten Unterschlupf fanden. Dies war alles andere als ein verheißungsvoller Anfang.

Im Frühjahr 1815 machten sie sich dann ans Werk. Als Notbehelf erstellten sie Rohrhütten. Wir können uns heute kaum vorstellen, wie unendlich mühsam und entbehrungsreich dieser Siedlungsbeginn war, was er den Frauen und Männern an körperlicher Kraft abverlangte, welch hohes Maß an Mut, an Durchhaltevermögen, vor allem aber an Gottvertrauen er erforderte. Zudem musste mit primitiven Mitteln auch ein Teil des Landes unter den Spaten und Holzpflug genommen und eingesät werden. Hunger tut weh und Klöstitz gehörte zu den Gemeinden, die zu Anfang und später bei Missernten den Hunger in seiner apokalyptischen Gestalt kennen lernten. Von den 134 Familien kamen 49 aus Preußen und die anderen größtenteils aus Süddeutschland. Es waren zähe und strebsame Menschen, die dazu auch noch viel Wissen und Erfahrung im Weinanbau und der Landwirtschaft mitbrachten. Zunächst galt es daher, Not und Armut einigermaßen in Grenzen zu halten und gemeinsam die Grundlagen für eine bauerliche Existenz zu legen. Und dies gelang ihnen allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Im Jahre 1816 errichteten die Klöstitzer die ersten festen Häuser. Nach und nach nahm das Dorf Gestalt an. Gärten, Obstanlagen und Weingärten wurden angelegt und das



Auf dem Friedhof fanden die vielen Toten von Klöstitz ihre letzte Ruhestätte



Der Glaube spendete den Klöstitzern Zuversicht. Hier die Kirche



LKW bei der Umsiedlung; der daneben stehende Mann ist Pastor I. Baumann



So sah die Schule der Gemeinde aus

fruchtbare Steppenland unter den Pflug genommen. Anfangs herrschte die Viehzucht vor, der Ackerbau trat erst nach Jahrzehnten an die erste Stelle. Das Dorf wurde großräumig angelegt.

Nach Jahren mühevoller Arbeit schien es, als hätten die Kolonisten die schlimmste Zeit hinter sich. Allerdings waren und blieben Krankheit und Tod ihre ständigen Wegbegleiter. Weit und breit gab es keinen Arzt. Musste ein Schwerkranker mal einen solchen konsultieren, musste sich seine Familie auf holprigen Feldwegen bis ins ca. 100 Kilometer entfernte Odessa begeben. Gewöhnlich behalf man sich also mit alten Hausrezepten, mit abergläubischen Mitteln und mit allerlei wundersamen Tinkturen. Sehr hoch lag damals folgerichtig auch die Mütter- und Kindersterblichkeit.

Von Unglücksfällen ist laut Überlieferung die Gemeinde mehr heimgesucht worden als andere Siedlungen in Süd-Russland. Mehrere Feuersbrünste vernichteten die Habe zahlreicher Wirte. Die im Zusammenhang mit dem Russisch-Türkischen Krieg 1829/30 eingeschleppte Pest raffte in vier Monaten 365 Gemeindemitglieder dahin, was etwa einem Drittel der gesamten Einwohnerschaft entsprach. Die Pest verschonte keine Familie, überall suchte sie Opfer. Die Art, wie in Eile und aus Furcht vor Ansteckung die Toten verscharrt wurden, ließen manchen Kolonisten, der nun schon 15 Jahre im Lande lebte, nach dem „Warum“ der Auswanderung nach Bessarabien fragen.

Zwei Jahre darauf, im Jahre 1831, verbreitete sich mit Schrecken in Klöstitz die Cholera, die aber gnädiger mit dem Leben umging als die Pest. Doch lähmte sie, da bange Ungewissheit die Menschen befiel, die Lebens- und Arbeitsfreude. 1848 trat sie wieder auf und nahm 69 Menschen mit ins Grab. Die Steppe hat nicht nur viel Schweißtropfen, sondern auch viele Tränen aufgenommen.

Von den verheerenden Viehseuchen, den katastrophalen Heuschreckenplagen und den vielzähligen Missernten habe ich hier noch gar nicht berichtet.

Die ersten zwanzig Jahre waren die härteste, entbehrungsreichste, mit kaum zu bewältigenden Rückschlägen überhäufte Periode in der 125-jährigen Geschichte von Klöstitz. Sie machte den Siedlern schonungslos deutlich, auf welch ungeheuerliches Wagnis sie sich eingelassen hatten. Vor Leid, Not und Krankheit blieb kein Haus bewahrt. Die Zahl der Gräber auf dem neuangelegten Friedhof nahm beängstigend rasch zu. Doch es gab kein Zurück in die alte Heimat, zumal dort der Würgegriff der Armut und der Not für einen Großteil der Menschen eher noch härter, noch quälender war und Jahr für Jahr Tausende ihr Heil in einer Auswanderung nach Amerika suchten.

Jedoch zahlten sich unverdrossener Fleiß, sparsames Wirtschaften, vertrauensvoller Gemeinsinn und vor allem Gottvertrauen auch in beinahe hoffnungsloser Situation aus. Nach und nach kehrte in der deutschen Siedlung ein gewisser Wohlstand ein. Die Steppe verwandelte sich allmählich in fruchtbringende Ackerfelder, die sonnigen Berglagen in herrliche Gärten mit Weinreben und Nussbäumen. Das ganze Dorf war eingebettet in das Grün unzähliger Akazienbäume. Auf der Weide suchten stattliche Viehherden ihr Futter und weiter draußen sah das Auge kilometerweit nichts anderes als wogende Ährenfelder.

Nach 125 Jahren auf dem Höhepunkt der Dorfentwicklung schlug auch für fast alle Klöstitzer die letzte Stunde in ihrem schönen Dorf. Unter Glockengeläut verließen sie in einem langen Treck ihr geliebtes Dorf. Der Abschied war schwer.

Dank an Karl Stumpp und Paul Sauer für ihre Klöstitz-Beschreibungen, denen ich einiges entlehnt habe.

„Ohne meinen Glauben hätte ich das alles nicht geschafft...“

Umsiedlung, Neuansiedlung, Gefängnis- und Arbeitslager, Trennung von Mann und Kindern,
 Familienzusammenführung in Schleswig-Holstein, Auswanderung nach Nord Dakota
 – Stationen im Leben der Anna Trautwein

SIGRID STANDKE

Fotos: SIEGFRIED TRAUTWEIN

„Warum haben wir Mama so wenig gefragt?“ Eine Frage, die sich der Sohn Siegfried Trautwein immer wieder stellt. Und die Mama hat über ihre Erlebnisse auch nur wenig erzählt. Es war Maria Stark, geborene Ingber, eine Cousine von Anna und Zeitzeugin über viele Jahre, die uns etwas erzählen konnte. Und diese Gespräche machten uns neugierig, mehr zu erfahren. Was nicht einfach war, denn viele Spuren sind nicht mehr geblieben.

Anna Ingber wurde am 7. März 1922 in Tarutino, Bessarabien, geboren. Ihre Eltern waren Alfred Ingber und Lydia, geborene Schulz. Acht Kinder sind in dieser Ehe geboren, nur Anna und drei jüngere Brüder sind den Eltern geblieben.

Anna hat später noch eine Erinnerung an die Ingber Großeltern aufgeschrieben. Lassen wir sie erzählen:

„Alfred Ingbers Vater war Johann Ingber, seine Mutter Wilhelmine, geborene Radke. Ich weiß nicht viel von ihnen. Wilhelmine war ein Waisenkind, ihre Eltern waren früh gestorben. Sie hatte plattdeutsch gesprochen. Ich weiß nicht, wann er gestorben ist. Ich kann mir ihn nur noch vorstellen, wenn sie im Winter zu uns auf Besuch kamen. Wenn es dann dunkel war und sie nach Hause gegangen sind, hatten sie eine Laterne. Im Winter sind oft Wölfe ins Dorf gekommen, das Licht der Laterne war ein Schutz gegen den Wolf.

Als Großmutter dann alleine war, war sie oft bei uns. Oft hat sie uns etwas erzählt, eins kann ich mir noch denken. Sie war als junges Mädchen als Magd bei einem Bauern, die hatten ein Gasthaus. Sie musste früh aufstehen, es war viel Arbeit für sie. Die Bauersfrau war sehr gut zu ihr, sie konnte essen, was und wann sie wollte. Sie sagte, ich hab' dann Speck, Wurst und Schinken mit Brot gegessen und ein halbes Eko Wein dazu getrunken (½ Liter). Wir haben dann gesagt, Großmutter warst du dann nicht betrunken. Sie hat immer plattdeutsch gesprochen. „Ne, Ne Kinekes, ik we nek besofa!“ Wir haben dann alle gelacht.“

Annas Eltern waren Bauern in Tarutino und Anna musste schon als Kind viel mithelfen. Ihr Leben drehte sich um die Familie, Kirche und Freunde. Anna beendet die achte Klasse der Volksschule und hat es immer bedauert, dass sie nicht wei-



Die kleine Anna mit ihrer Mutter Lydia (1927)

ter zur Schule gehen durfte, denn sie hatte lernen sehr gern. Die folgenden Jahre waren schwer für sie, als das älteste Kind und einzige Tochter. Sie musste schon als junges Mädchen viele Pflichten auf ihre jungen Schultern nehmen.

Anna verliebte sich in Robert Trautwein, einen 9 Jahre älteren, jungen Mann aus der Nachbarschaft. Für die ruhige und zurückhaltende Anna war der lebensfrohe Robert die Liebe ihres Lebens. Sie machten gemeinsame Zukunftspläne, ein guter schwarzer Stoff für den Hochzeitsanzug wurde gekauft. Es blieb aber keine Zeit mehr, ihn zu nähen. Die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Umsiedlung nach Deutschland traf auch das junge Paar. Anna, gerade 18 Jahre alt, und Robert heirateten kurz entschlossen am 21. Juli 1940. Pastor Kern traute das Paar in der Kirche von Tarutino. Doch Annas Eltern kamen nicht zu der kleinen Feier. Sie waren nicht einverstanden mit dem Schwiegersohn. Robert Trautwein besaß kein Land, doch er hatte bereits seit 1936 mit seinem kleinen Fuhrgeschäft eine anständige Arbeit und ein regelmäßiges Einkommen. Die Umsiedlung nach Deutschland änderte alles.

Ende September verließen die ersten Umsiedler Tarutino. Für Anna und Robert

Trautwein hieß es Abschied nehmen von dem Ort, der ihnen Heimat war und von Christian Trautwein, Roberts Vater, der nicht mit den Umsiedlern und seiner Familie gehen wollte. Zuvor hatte Robert noch seinem Vater sein Pferd und Wagen verkauft, für ein paar neue Schuhe.

Anna und Robert gingen den Weg, den alle Umsiedler gegangen sind. Entlang der Donau und mit der Eisenbahn nach Deutschland. Für sie war das Ziel der Ort Hagenbüchach in Mittelfranken, Bayern. Hier war im Jakoberhaus ein Umsiedlungslager eingerichtet, wo sie Aufnahme fanden. Diese große Villa mit vielen Erkern und Türmchen war 1925 gebaut worden. Sie sollte als Erholungsort für Offiziere genutzt werden. Später hatte sie verschiedene Nutzungen und so auch als Umsiedlungslager für die Bessarabiendeutschen. Heute ist das Jakoberhaus in privatem Besitz.

Bereits am 17. Dezember erfolgte ihre Schleusung. „Einwandfreie volksdeutsche Familie. Gegen Einbürgerung bestehen keine Bedenken.“ – lesen wir in ihren Unterlagen aus dem Staatsarchiv in Berlin. So erhalten Anna und Robert Trautwein ihre Einbürgerungsurkunde und sind nun deutsche Staatsbürger. Der Aufenthalt dort im Lager Hagenbüchach dauert noch bis Februar 1941, dann geht es für diese Umsiedler mit der Eisenbahn weiter in Richtung Osten. Das nächste Ziel ist das große Lager der Volkdeutschen Mittelstelle in Tuschin Wald. Hier verweilen Anna und Robert bis ihnen ein Bauernhof in Malken, Kreis Strasburg, in Westpreußen zugewiesen wird.

Das junge Ehepaar ist glücklich darüber, nun ein eigenes Heim zu haben. Annas Eltern sind im gleichen Dorf und auf der anderen Straßenseite angesiedelt. Roberts Familie ist im nahe gelegenen Schönsee im Kreis Briesen. So können die Familienbeziehungen weitergelebt werden. Doch das Wissen, dass die Voreigentümer von ihrem Hof vertrieben wurden, belastet auch Anna und Robert. Aber es war jetzt notwendig, Haus und Hof in Ordnung zu bringen und sich auf die Geburt ihres ersten Kindes vorzubereiten. Der Sohn Siegfried wird am 21. April 1941 in Malken geboren.

Robert Trautwein hatte noch bis zum Frühjahr 1942 die Möglichkeit, seinen Hof zu bewirtschaften und das Familienleben mit Anna und dem kleinen Siegfried



Im Zuge der Umsiedlung 1940 wurden Anna und Robert Trautwein im Lager Jakoberhaus in Bayern untergebracht



1941 kommt Anna auf dem ihr zugewiesenen Hof in Malken an

zu genießen. Dann kam für ihn die Einberufung zur deutschen Wehrmacht, da war er 29 Jahre alt. Etwa 10 Jahre vorher, hatte Robert schon seinen Dienst beim rumänischen Militär erfüllt. Er erhielt eine Ausbildung von vier Monaten im Altreich und wurde dann im Krieg gegen Frankreich eingesetzt. Robert hatte sowohl 1942 als auch 1943 drei Mal Urlaub bekommen und so konnte er Frau und Kind besuchen und auch etwas auf dem Bauernhof helfen. Doch sein Besuch im Sommer 1943 sollte das letzte Mal sein, dass er mit Frau und Kind zusammen sein konnte. Es folgten sechs lange, schwere und unsichere Jahre der Trennung. Anna und der kleine Siegfried blieben allein zurück. Für die Bewirtschaftung des Hofes hatte sie einen polnischen Knecht und eine junge polnische Magd als Hilfe.

Während Robert nun im Krieg war, wurde Anna in Malken am 19. März 1944 ein zweiter Sohn, Ulrich, geboren.

Für die junge Frau von 22 Jahren war das eine sehr schwierige Situation. Sie war Mutter von zwei kleinen Kindern und hatte mit den zwei Polen gemeinsam den Hof zu bewirtschaften. Anna war darauf angewiesen, auf die ehrliche Unterstützung der beiden polnischen Gehilfen zu vertrauen. Sie hat mit ihnen gelebt, wie mit ihren eigenen Leuten. Doch der Onkel Wilhelm Ingber warnte: „Wir sind ihre Feinde!“ Und auch der Vater Alfred Ingber beobachtete das Geschehen auf dem Hof der Tochter mit Sorgen. Er nahm dann den Knecht auf seinen Hof und schickte dafür seinen ältesten Sohn Albert, 17 Jahre alt, zur Unterstützung der Tochter.

Anna erzähle später von dieser schweren Zeit und von den schwierigen Situationen auf den Bauernhöfen, wo alle, auch die kleinsten Mengen der Ernten, angemeldet werden mussten. „Wir hatten Produktionsquoten“, sagte Anna, „sie zählten jedes Ei“. Sie sagte, dass die Landbevölkerung genau überwacht wurde. Jedes Fehlverhal-

ten wie stehlen oder nur zurück behalten von landwirtschaftlichen Produkten, wurde mit Gefängnis bestraft.

Anna war darauf angewiesen, der polnischen Magd, eine junge Frau wie sie selbst, freie Hand bei der Arbeit auf dem Hof zu lassen. Sie selbst war mit der Betreuung der zwei kleinen Kinder und dem Haushalt stark ausgelastet. Doch diese hat es ihr nicht gedankt. Ein Streit zwischen den beiden Frauen hatte für Anna schlimme Folgen.

Was war geschehen? Die Magd hatte Hühnereier versteckt und auch an die Schweine Weizen und Gerste verfüttert. Danach hat sie Anna Trautwein angezeigt.

„Frau Trautwein, Sie sind gegen den deutschen Staat. Wir brauchen das Getreide für unsere Soldaten an der Front!“ Anna leugnete, so etwas getan zu haben, doch der Beweis wurde im Schweinekot gefunden und auch die Eier holte man aus dem Versteck.

Am 1. Oktober 1944 war Anna schon in Haft. Da waren ihre Söhne Siegfried 3½ Jahre alt und Ulrich 6 Monate. Die Oma Ingber konnte die Kinder nicht nehmen, da sie mit dem eigenen Hof und Haushalt beschäftigt war. Außerdem war ihr jüngster Sohn Daniel auch erst 4 Jahre alt. So kamen die beiden Kinder zu Oma Rosina Trautwein nach Schönsee im Kreis Briesen. Hier waren auch die Tochter Anna und die Schwiegertochter Lilli, die selbst kleine Kinder hatten. Und besonders Lilli nahm sich des kleinen Ulrich an, denn ihre Tochter war in dem gleichen Alter. Die beiden Kinder blieben in der Trautwein Familie und gingen auch mit Rosina Trautwein im Januar 1945 auf die Flucht, die für alle in Schleswig- Holstein endete.

Anna Trautwein wurde in Westpreußen, in der Gegend von Strasburg, inhaftiert. Der Vater, Albert Ingber, hatte alles versucht, Anna aus Westpreußen wegzubekommen. Er hat mit den Verantwortlichen vor Ort gesprochen und nach Berlin



Anna mit ihren beiden Söhnen Siegfried und Ulrich (1943)

geschrieben, mit der Bitte, Anna ins Altreich zu verlegen. Seine Angst war, wenn Anna vor einem Gericht steht mit „eingedeutschten“ Polen, da hat sie keine Chance. In Westpreußen gab es kaum deutsche Richter aus dem Altreich. Doch Anna verblieb bis Januar 1945 in Westpreußen.

„Die Bedingungen im Gefängnis waren nicht gut. Das Essen war nicht gut. Drei von uns mussten gemeinsam schlafen in einem kleinen Bett, keine Matratze, nur eine Decke, keine Heizung. Sie erlaubten nur Nachthemden bis zu den Knien und ohne Ärmel. Dort waren Flöhe und Wanzen.“ – erzählte sie später.

Sie erinnerte sich, wie die Wächter die gefangenen Frauen quälten. „Sie befahlen uns in der Nacht raus zu gehen, über den Hof und im Schnee. Wir hatten keine Schuhe. Sie sagten, dass es nur geschieht, um uns zu überprüfen, aber sie waren nur besoffene Kerle. Wir mussten unsere

Nachthemden ausziehen und vor ihnen marschieren. Wir konnten hören, wie sie über uns sprachen, wie diese gebaut ist und jene gebaut ist.“

Mit dem schnellen Anmarsch der russischen Armee vom Osten her, evakuierte die deutsche Polizei die Gefängnisse. Auch Anna war dabei. Mitten im kalten Winter mussten sie zu Fuß durch das nördliche Polen und Deutschland bis zur Ostseestadt Rostock marschieren. „An Kleidung hatten wir nur, was wir an hatten, der Marsch war sehr kalt. Die Polizei machte sich keine Sorgen, ob wir lebten oder starben“ erzählte sie später.

„Ein alter Mann konnte nicht mit der Gruppe bleiben und fiel öfter hin, sagte Anna. Die Polizisten schlugen und traten ihn mit Füßen. Dann nahmen sie ihn an den Rand der Straße. Ich habe es nicht gesehen, aber ich hörte die Schüsse... wir wussten was passierte.“

Anna Trautwein war ohne ein Gerichtsurteil bis zum 2. Mai 1945 in Haft. Die Verhandlung war für den 10. Mai 1945 angesetzt, doch dazu war es nicht mehr gekommen.

Doch zur Vorbereitung der Gerichtsverhandlungen hatte es eine Gegenüberstellung mit der jungen Polin gegeben. Dabei waren beide Frauen allein in der Zelle. Die Polin ging Anna an den Kragen als diese zu ihr sagte: „Was hast du mir nur angetan?“

Das wurde vom Gang aus beobachtet. Die beiden Frauen wurden getrennt, die Schuldfrage bekam eine neue Bedeutung. Anna hat später erfahren, dass auch die junge Polin eine Strafe bekommen hat. Doch das konnte nicht wieder gut machen, was Anna widerfahren ist. Es gibt keine ausgleichende Gerechtigkeit für die verlorene Zeit, den Schmerz und die bitteren Erfahrungen, die Anna Trautwein erleben musste.

Am 2. Mai 1945 war ein Wächter zu Anna gekommen. „Frau Trautwein sie können gehen!“ Die Tür war nun offen. „Wir hatten kein Geld, kein Essen und wohin sollten wir gehen.“ beschreibt Anna später die Situation. Sie sagte, dass sie nicht sicher war, wo sie war und sie hatte auch keine Ahnung, wo ihre Familie ist. Anna weinte „Meine Kinder sind in Westpreußen!“

Nur wenige Tage vorher, am 21. April 1945, war Robert Trautwein in Berlin in russische Gefangenschaft geraten und auf den Weg in Richtung Sibirien gebracht worden. Die Kinder waren schon mit der Trautwein

Familie in Schleswig-Holstein sicher angekommen.

Unter den entlassenen Frauen war eine, die sagte: „Ich bin auch aus Westpreußen, ich muss auch heim!“ So machten sich die beiden Frauen gemeinsam auf den Weg. Wir wissen nicht, wie sie den Weg zurückgelegt haben und wie lange sie unterwegs waren. Es ist nur bekannt, dass Anna an einem späten Abend in Malken ankam. Sie klopfte an der Tür einer früheren Nachbarin. „Frau Trautwein, was machen sie denn hier? Die Deutschen sind alle weg!“ Anna durfte diese Nacht bei der polnischen Frau verbringen. Am nächsten Tag ging Anna zum Bürgermeister des Dorfes, um nach dem Verbleib ihrer Kinder zu fragen. Dieser brachte sie sofort in ein polnisches Arbeitslager, Anna hatte keine Chance.

„Rache ist eine Krankheit.“ Im Lager Potulice litten zuerst Polen, nach 1945 Deutsche. Am 1. Februar 1941 wurde hier ein Lager für die von den Deutschen im Rahmen der Umsiedlung vertriebenen Polen eingerichtet. Die Bedingungen in diesem Lager waren mit denen eines Konzentrationslagers vergleichbar.

Nach dem Krieg richtete hier der polnische, kommunistische Sicherheitsrat von 1945 bis 1950 ein zentrales Arbeitslager ein. Kleinere Lager der Umgebung waren dem Hauptlager Potulice untergeordnet. Häftlinge dieses Nachkriegslagers waren überwiegend Zivilisten, es waren Volksdeutsche, Einwohner aus West- und Ostpreußen, aber auch Polen. Etwa 37.000 Deutsche sollen von 1945 bis 1950 dort interniert gewesen sein, überwiegend Frauen, alte Männer und Kinder. In den schlimmsten Zeiten starben dort täglich 30 bis 50 Deutsche.

Anna Trautwein wurde nun eine von den 37.000 deutschen Häftlingen. Die Lebensbedingungen in dem Lager waren extrem hart; Hunger, Epidemien und Ver-

gewaltigungen gehörten zum Lagerleben. Den Frauen wurden die Haare geschoren. Die meisten Häftlinge arbeiteten außerhalb des Lagers, auch in der Landwirtschaft. Unter diesen Bedingungen war Anna Trautwein immer froh, wenn Bauern kamen, um sie zu holen für Arbeiten außerhalb des Lagers. „Wir mussten wirklich schwer arbeiten.“ sagte sie später, „und es gab keinen Lohn. Wir waren wie Sklaven.“ Aber sie hatte nichts dagegen. „Wann immer ich die Gelegenheit hatte, ging ich freiwillig. Ich wollte immer raus aus dem Gefängnis.“

Anna berichtet auch, dass die bessarabien-deutschen Frauen immer zuerst zur Arbeit auf den Bauernhöfen ausgesucht wurden. Es war bekannt, dass sie gut und fleißig gearbeitet haben. „Ich war immer bei den ersten, die ausgewählt wurden!“

Zu den Qualen in dem polnischen Arbeitslager kam noch hinzu, nicht zu wissen, ob sie ihre Familie noch einmal wiedersehen werde. Da war es dann ein großer Trost, als Anna 1946 von ihrer Mutter Lydia Ingber in dem Arbeitslager gefunden wurde. In einem Notizbuch von Lydia Ingber finden wir Annas Adresse im Lager und eine Reihe von Adressen von verschiedenen Suchdiensten. Und so erfährt Anna erst jetzt, dass ihr Vater Alfred Ingber auch ein Opfer dieses furchtbaren Krieges geworden ist. Der 56-jährige war noch in den letzten Wochen zum Volkssturm einberufen worden. Im April 1945 kam er von einem Einsatz nicht wieder zurück. Auch sein Schicksal ist bis heute ungeklärt.

Nach zwei Jahren kam auch für Anna Trautwein der Tag der Entlassung. Es ist uns ein Gesundheitspass erhalten geblieben. Daraus können wir lesen, dass Anna von Potulice in Polen in ein Quarantänelager nach Coswig Anhalt, in die sowjetisch besetzte Zone gebracht wurde. Ihr Aufenthalt hier war vom 22. Mai bis zum 12. Juni 1947. Ein weiteres Dokument ist ein polizeilicher Meldeschein von der Gemeinde Buro im Kreis Zerbst, nahe dem Ort Coswig Anhalt. Hier war sie eine Einwohnerin für eine kurze Zeit. Anna Trautwein meldet sich dort am 4. August 1947 ab, nach dem Ort Wolfskrug im Kreis Eckernförde in Schleswig-Holstein. Anna macht sich auf den Weg zu ihren Kindern, doch dieser Weg ist für uns unklar.

Eine Abmeldung in die britische Besatzungszone müsste doch heißen, dass sie die Grenze dorthin passieren darf. Aber Anna hatte nur eine Besuchs-

Eintragungen (Stempel) der Abteilungen Handel und Versorgung von den Landräten und Oberbürgermeistern über Versorgungsbetriebe, Lebensmittel und Bekleidungsstellen

Gesundheitspaß
(Nur gültig in Verbindung mit einem anderen gültigen Personalausweis.)

Die Trautwein Anna
(Zur und Vorname)

geb. am: 7.3.22 in: Teretina (Kreis: Bessarabien)

letzter Wohnort: Lager Potulice (Kreis: Bromberg)

jetziger Wohnort: _____ Kreis: _____

Strasse: _____

war vom: 22.5.47 bis: 12.6.47

in Quarantäne im Lager Coswig (Anhalt)

wurde am: 28.5.47 in: Kreislager Coswig Anh.

in der Entlassungsanstalt: _____ (Kreis: Bromberg)

1) Nichtzutreffendes durchstreichen.

Das Quarantänelager
Dr. Rodewils

Buro Kr. Zerbst

Dr. 3. 1947

Annas Gesundheitspaß aus dem Kreislager in Coswig Anhalt von 1947



Anna 1952: In diesem Jahr trat sie die Reise nach New Leipzig, Nord Dakota, USA an



Die Familie auf dem Weg nach Bremerhaven (1952)



Anna Trautwein 1956 mit ihrer Familie

erlaubnis erhalten für das Gebiet nahe der Grenze. Ein Besuch bei Verwandten sollte es sein, doch Anna hatte andere Pläne und kommt wieder in Schwierigkeiten.

An einer Zugstation traf sie eine Frau, die ihr Geld damit verdiente, Leute über die grüne Grenze zu bringen. Anna machte sich mit dieser Frau auf den Weg, doch sie treffen auf Grenzwächter. Die Frauen werden gestoppt und zum Verhör mitgenommen. Anna hatte Glück, sie konnte die Polizei davon überzeugen, dass sie der Frau kein Geld gegeben hatte. So konnte sie wieder gehen, sie sollte aber an den Ort zurückkehren, wo sie hergekommen war. Aber Anna wollte doch zu ihren Kindern und so versuchte sie es ein weiteres Mal. Sie fand einen Weg und noch andere Grenzgänger. Gemeinsam lief man die ganze Nacht bis man eine Zugstation erreicht hatte. Ein Zug brachte sie nach Hannover, ein anderer nach Kiel. Sie kam an in dem kleinen Dörfchen Wolfskrug und fand ihre beiden Kinder. Jetzt waren drei schlimme Jahre der Trennung vorbei.

Im Jahr 1948 hatte dann auch die Suche von Robert Trautwein nach seiner Familie den ersehnten Erfolg. Der DRK-Suchdienst stellte die Verbindung von Robert Trautwein zu seiner jüngsten Schwester Emma her. Verständlich, dass alle glücklich waren über diese gute Nachricht. Von nun an wartete Anna auf ihren Robert. Und Robert nutzte eine günstige Gelegenheit, um auf die Entlassungsliste von kranken und arbeitsunfähigen Kriegsgefangenen zu kommen. Dank seiner russischen Sprache konnte er die verantwortliche Bürodame davon überzeugen, dass er nach Hause zu seiner Familie muss.

„Ich sagte der Frau, dass sie meine Chance wäre mich mit meiner Familie wieder zu vereinen. Sei nicht so kalt und gib mir die Möglichkeit!“ erzählte Robert.

Robert wurde entlassen und es ging für ihn mit dem Zug nach dem Westen

Deutschlands. Ein noch erhaltener Flüchtlingsschein zeigt uns, dass Robert am 22. Mai 1949 im Flüchtlingsdurchgangslager in Friedland war. Nach 12 Tagen konnte er dieses Aufnahmelager wieder verlassen und Robert Trautwein machte sich auf den Weg nach Wolfskrug. Sein kleiner Sohn Ulrich, den er noch nie gesehen hatte, war nun der erste der Familie, dem er begegnete. Nach fast 6 Jahren der Trennung war nun die Familie wieder glücklich vereint. Robert und Anna Trautwein hatten die lange und schwere Zeit gut überstanden. Nun packten sie ihr Glück und begannen, sich ein neues Leben in Schleswig-Holstein aufzubauen.

Zu dem neuen Glück gehörte die Geburt der Tochter Irmgard im April 1950. Aber auch der Entschluss, die Mutter Rosina Trautwein bei ihrer Auswanderung nach Nord Dakota zu begleiten. Rosinas Eltern und Geschwister waren im Jahr 1913 von Bessarabien aus nach Nord Dakota ausgewandert. Nun im Alter von 65 Jahren wollte Rosina ihnen folgen und mit ihnen leben, doch dazu musste eines ihrer Kinder sie begleiten. Der amerikanische Staat nahm die Rentnerin allein nicht auf. Robert und Anna Trautwein waren davon überzeugt, dass ihnen ein Neuanfang auch in Nord Dakota gelingen würde. Sie trafen alle notwendigen Vorbereitungen und im Juni 1952 traten sie ihre Fahrt über das große Wasser an. In New Leipzig, Nord Dakota, angekommen, halfen die Verwandten mit Unterkunft und bei der Suche nach Arbeit für Robert. Auch die Kinder lernten schnell die Sprache und lebten sich gut ein. Robert und Anna waren sparsam und so konnten sie sich schon im Jahr 1955 einen kleinen Bauernhof kaufen, zwei Meilen westlich von Mott, Nord Dakota, am Cannonball Fluss. Das Leben war noch immer schwer für sie, aber sie waren froh, endlich ihr eigenes Zuhause zu haben.



1990 feiern Anna und Robert Trautwein ihre goldene Hochzeit

Nachdem Robert in Rente war, haben sie einige Reisen zurück nach Deutschland gemacht. Dann folgten für Robert Jahre der Krankheit und er verstarb am 19. Januar 2003. Anna hatte die Farm verkauft und zog nun in die Stadt. Sie lebte allein, war aber nie einsam. Es wurde ihr auch nicht langweilig, denn sie fand immer etwas, mit dem sie sich beschäftigen konnte. Und im Jahr 2004 besuchte Anna noch einmal ihre alte Heimat Bessarabien und für ein paar Stunden Tarutino. Und auch nach Malken in Polen kam sie noch einmal zurück, für eine kurze Zeit. Auf diesen Reisen begleiteten sie der Sohn Siegfried und die Tochter Irmgard.

Anna Trautwein starb am 6. Mai 2011 im Alter von 89 Jahren. In ihrer Todesanzeige konnte ich lesen:

„Anna Trautwein war eine ruhige Frau, mit viel ‚innerer‘ Kraft. Sie sagte, dass sie sich nicht allein fühlte, und sie war dankbar für ihren Glauben.“

75 Jahre Bessaraber im nordhessischen Landkreis Kassel

EGON SPRECHER

Nach der Flucht aus dem „Warthegau“ oder aus Westpreußen haben die meisten Deutschen aus Bessarabien im württembergischen, in Mecklenburg oder im Norden von Deutschland eine neue Heimat gefunden.

Manchmal hing es von reinen Zufällen ab, wo Heimatvertriebene irgendwo im Nachkriegsdeutschland landeten. Eine Steuerung der Flüchtlingsströme durch die Besatzungsmächte gab es nur sehr begrenzt. Allerdings haben Hilfskomitees, Suchdienste oder Privatpersonen versucht, insbesondere im Rahmen einer Familienzusammenführung, zu helfen. Von einem solchem Zufall können auch unsere Familie und einige andere Bewohner sprechen, die aus dem gleichen Ort aus Bessarabien am Schwarzen Meer stammten. Sie fanden durch die Hilfe des Rittergutsbesitzers Herrn Herbold Rabe von Pappenheim in Liebenau im heutigen Landkreis Kassel eine neue Heimat.

In einem Bericht, den ich von meinem verstorbenen Cousin Helmut Burkart kurz vor seinem Tod überreicht bekam, schildert Herr von Pappenheim wie es dazu kam:

„Es war der 8. Mai 1945, 12:00 Uhr. Der Zweite Weltkrieg war zu Ende. Die Deutsche Wehrmacht hatte bedingungslos kapituliert.

Wir haben uns kampfflos von den in das Grabensystem eingedrungenen Russen lösen können und besetzten eine Auffangstellung. Da kam ein Soldat vom Nachbarzug. Er trug eine auffällige bläuliche Feldbluse und rief: „Wir müssen einen Gegenstoß machen, der Leutnant ist in Gefangenschaft geraten!“ Der Leutnant bin ich, und ich winkte tief gerührt ab. „Hier bin ich ja!“ – Man hatte jemand anderen bei den Russen für mich gehalten, als ein Reiter zu uns Verbindung aufnehmen wollte und nur noch Russen sah. Wie kam es zu dieser Situation? Das deutsche Kavalleriekorps, – es bestand aus vier Reiterregimentern und Korpstruppen – war nach verlustreichen Kämpfen in Ungarn bis in die Steiermark in Österreich gedrängt worden und hatte sich unter anderem mit dem Reiterregiment 31 bei Straden festgesetzt. So kam ich als Zugführer mit 21 Reitern – dabei war auch der 17-jährige Günther Hallman – auf den Saziani-Berg bei Straden an und löste dort in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai eine Waffen-SS-Einheit in ausgebauter Stellung ab. Leider verloren hier bis zum 8. Mai noch zwei Reiter ihr Leben.

Am 8. Mai um 06:00 Uhr sollte Waffenstillstand sein. Warum der Feind ganz früh am Morgen uns dann bis kurz vor 12:00 Uhr mit schweren Granatwerfern beschoss, ist mir bis heute schleierhaft!

Nachdem wir uns weiter nach Westen abgesetzt hatten, erreichten wir am Spätnachmittag unsere Pferde und ritten weiter nach Westen. Eine britische Truppe wies die Gegend südlich des Tauernpasses als Warteraum für uns aus. Wir quartierten uns bei Bauern ein, weil die Pferde ja versorgt werden mussten.

Als ich eines Tages die Runde zu den Quartieren machte, traf ich den Reiter in der bläulichen Feldbluse wieder. Es war der Gefreite Gustav Braun! Ich erfuhr, dass er Bessarabiendeutscher war. Er erzählte mir, dass die Bessarabier 1940 aus ihrer Heimat am Schwarzen Meer in den damaligen Warthegau umgesiedelt wurden. Er hatte dort einen Bauernhof bekommen, der vorher einem polnischen Bauern gehört hatte. Jetzt habe er gehört, dass alle angesiedelten Deutschen von dort geflüchtet seien und er wisse nicht, wo seine Familie jetzt wäre. Auch er wüsste nicht, wohin er nach seiner Entlassung gehen sollte.

Ich gab ihm meine Adresse und lud ihn ein, erst einmal nach Liebenau/Hessen zu gehen. Ebenso eingeladen wurden Günther Hallmann aus Schlesien und noch weitere 10 Kameraden. Sie blieben später mehr oder weniger lange in Liebenau oder in der Umgebung. Jedenfalls waren sie froh, ein neues Ziel zu haben.

Jetzt ging es darum, so schnell wie möglich nach Hause auf den Gutshof zu kommen. Inzwischen hatte man von höherer Stelle die Briten und die Amerikaner überzeugen können, dass unsere Pferde dringend in der Landwirtschaft benötigt würden. Die Landwirtschaft musste wieder aktiviert werden, weil die deutsche Bevölkerung hungerte. Wir bekamen die Pferde und verluden sie und die Reiter in Rastatt in Bahnwaggons. In Aalen/Württemberg wurden sie wieder entladen und nach einem 2-tägigen Ritt zu einer Sammelstelle gebracht, wo sie dann von Bauern abgeholt werden konnten.

Wer die Möglichkeit dazu hatte, bat die Bauern sein Pferd zu versorgen, um es dann nach der Entlassung aus dem Militärdienst wieder an sich zu nehmen. Ich machte davon Gebrauch und konnte mein Pferd, eine Stute mit Namen Wildkatze, das mir ein treuer Begleiter im Krieg war, mit auf den Gutshof nehmen.

Die Reiter wurden in Aalen von einer Kavallerie-Kaserne entlassen und in Lastwagen in ihre Heimat gebracht. Die Soldaten, die nach Nordhessen wollten, wurden

bis Korbach gefahren. Sie wurden dort eine Nacht festgehalten und von amerikanischen Soldaten bis zum Ehering ausgeplündert. Anschließend marschierten sie zu Fuß zum Gutshof nach Liebenau, wo die ehemaligen Soldaten ausgemergelt Mitte Juni ankamen.

Gustav Braun und Günther Hallmann wurden als sehr willkommene Helfer auf dem v. Pappenheim'schen Gut angestellt und von der Gutsküche verpflegt. Ich kam erst am 27. Juni 1945 nach, weil Offizier etwas später entlassen wurden.

Für Gustav Braun stellte sich die Frage: Wo ist meine Familie? Im Herbst hatte er nach intensivem Suchen erfahren, dass sie nach der Flucht in der Mark Brandenburg, die jetzt zur sowjetischen Zone gehörte, gestrandet waren.

Nach der Rübenerte bekam Gustav Braun ein Fahrrad und fuhr nach Brandenburg in die Nähe von Berlin. Um Berlin hatten sich viele Bessaraber nach der Flucht im Winter 1945 gesammelt. Sie arbeiteten dort in der Landwirtschaft.

Eines Tages im Spätherbst kam er mit seiner ganzen Familie zurück nach Liebenau. Unter seiner Familie war auch seine Schwiegermutter Marie Sprecher, geborene Gill. Sie war bestrebt, auch andere Mitglieder der Großfamilie nach Liebenau zu holen.

Anfangs kamen meist nur die Frauen, weil die Männer erst später aus der Gefangenschaft entlassen wurden. Nach und nach kamen mehrere bessarabische Familien, die aus dem bessarabischen Dorf Leipzig stammten, hinzu. Alle waren froh, nach Umsiedlung, Krieg und Flucht in der Amerikanischen Zone untergekommen zu sein. Aller Wohnraum, der irgendwie bewohnbar war, wurde hergestellt um sie unterzubringen. Die meisten kamen in einem Arbeiterhaus unter, in dem vor dem Krieg polnische Saisonarbeiter für die Landwirtschaft wohnten.

Mehl für Brot gab es von der Gutsmühle. Land für Gärten wurde ihnen zu ihrer Selbstversorgung mit Gemüse und Kartoffeln zur Verfügung gestellt.

Auch sie fanden vorübergehend Arbeit auf dem Gutshof. Man hörte sie oft von der alten, verlorenen gegangenen Heimat in Bessarabien am Schwarzen Meer mit den fruchtbaren schwarzen Böden sprechen.“

Nunmehr sind seit dem Zuzug der ersten Bessarabiendeutschen 75 Jahre vergangen. Die Nachkommen dieser Menschen sind voll und ganz in der nordhessischen Gesellschaft aufgegangen. Sie haben sich in ihr eingebracht in der Politik, in Vereinen und in der Kirchengemeinde. Mein Onkel Immanuel Sprecher, der in rumä-



Gutshof v. Pappenheim in den 1950er Jahren



Christian Sprechers Sägewerk



Haus der Familie Sprecher

nischer Zeit Bessarabiens königlicher Steuerbeamter war, wurde sogar für einige Jahre Bürgermeister des Ortes.

Mein Vater, der bis in die 60er Jahre als Stellmacher und Hausmeister im Gutshof arbeitete, war 37 Jahre Küster in der Kirchengemeinde und 28 Jahre Schiedsmann im Ort.

Der Kriegskamerad Gustav Braun leitete den Gutshof viele Jahre als Hofmeister. Auch die Frauen aus der Familie arbeiteten in der Landwirtschaft oder verantwortlich als Hauswirtschafterinnen auf den Gutshof.

Wir Kinder verbrachten in dieser Umgebung, insbesondere im Park des Hofes mit seinen wunderbaren Obstbäumen und den Bademöglichkeiten in einem Wehr eines Flusses, eine ärmliche aber hoffnungsvolle Kindheit. Früh mussten wir unseren Eltern mit unserer Arbeit im Haus und im Garten helfen.

Der Gutsherr und die Gutsherrin waren stolz auf „ihre“ Bessaraber und übertrugen

ihnen Baugrundstücke, auf denen sie sich Häuser bauen konnten. Die Bessaraber halfen sich gegenseitig, mein Vater war für das Bauholz und für den Bau von Türen und Fenster zuständig. Er hatte sich ein kleines Sägewerk gebaut.

Es entstand eine kleine Siedlung, die in der Bevölkerung „Klein Bessarabien“ genannt wurde.

Kaum jemand weiß heute außerhalb der Betroffenen, wo ihre Wurzeln liegen. Das Rittergut, in dem sie begannen, besteht als landwirtschaftlicher Betrieb nicht mehr.

Um die Erinnerung an unsere Geschichte den Nachkommen zu erhalten, habe ich ein Buch über unsere Familiengeschichte mit dem Titel „Heimat verloren, Heimat gewonnen“ geschrieben.

In einer Feierstunde im April 2016 im Magistratssaal der Stadt Liebenau, die anlässlich der Einführung meines Buches stattfand, bedankte sich der Bürgermeister für das gesellschaftliche Engagement

der Bessarabiendeutschen in der Stadt während der Nachkriegszeit. Er vergaß aber auch nicht, die Leistungen anderer Heimatvertriebener zu erwähnen.

Meine Frau Helga und ich luden zu dieser Feier auch Vertriebene aus Ostpreußen, dem Sudetenland, Schlesien und Ungarn ein, die es ebenfalls nach Nordhessen verschlagen hatte.

Leider war es nicht möglich, unseren Patron, Herrn Herbold Rabe von Pappenheim, und dessen liebenswürdige Mutter einzuladen. Sie waren leider schon verstorben.

Erfreulicherweise konnte jedoch seine Ehefrau Barbara Rabe von Pappenheim an unserer Feierstunde teilnehmen.

Im Namen der jetzt noch vorhandenen Zeitzeugen und deren Nachkommen bedanke ich mich bei ihr für die barmherzige Hilfe in der schweren Zeit. Sie nahm unseren Dank sehr bewegt entgegen und freute sich über die ihr erwiesene Ehrung.

Der Monatsspruch für Mai 2020

KARL-HEINZ ULRICH

Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

(1. Petrusbrief Kap. 4,10)

Liebe Leserin, lieber Leser, in der Psychotherapie gilt der Spruch „Es gibt keine Zufälle!“ So sehe ich das auch. Es hätte für die gegenwärtige Situation kein treffenderer geistlicher Spruch für den Monat Mai ausgewählt werden können. Ich schreibe über ihn zwar einen Tag nach dem Osterfest und der vorausgegangenen Passionszeit mit ihrem Höhepunkt am Karfreitag. Aber ich bin mir sicher, dass im Mai die Pandemie noch lange nicht zu Ende sein wird.

Karfreitag und Ostern bedeuten für mich Gnade Gottes, sichtbar durch Vergebung und Neubeginn. Für die Generation meiner Eltern gab es nach dem Krieg Vergebung für alles Zurückliegende und einen unverhofften Neubeginn. Für uns, die nächste Generation, ist es eine Gnade, dass wir in Deutschland aufwachsen und alle Chancen nutzen konnten, die uns dieses Land geboten hat. Aber immer im Wissen, dass auch wir zu dem Volk gehören, das millionenfaches Leid in die Länder Osteuropas getragen hat. Ich habe das oft sehr persönlich spüren müssen, als ich dort gearbeitet habe. Und es ist eine große, unverdiente Gnade, dass wir nicht dort leben müssen, in der Ukraine, in Moldawien, in Bessarabien. Ich habe das Gesundheitssystem dort sehr gut kennen-

gelernt. Nicht erst jetzt, auch schon zu meiner Zeit hat man im Krankenhaus Menschen im Rentenalter bei ernsthaften Erkrankungen mit folgenden Bemerkungen wieder nach Hause geschickt „Was wollen Sie? Sie haben Ihr Leben doch schon gelebt. Hier gibt es für Sie nichts mehr.“

Angesichts dessen liegt es nahe, dass wir dankbar wären, dankbar dafür, dass wir hier leben dürfen und nicht in Osteuropa, in Afrika oder in Lateinamerika. Aber auch dankbar dafür, nicht in Italien, in Frankreich, in Spanien oder in den USA zu leben. Dort, wo Menschen mancherorts wie die Fliegen an dem Virus sterben. Oder wo sie in häuslicher Isolation leben müssen, die eher einem Gefängnisaufenthalt mit gelegentlichem Freigang gleicht,

als der Kontaktsperre mit Freizügigkeit, wie wir sie genießen.

Der nächste Schritt nach der Dankbarkeit ist Bereitschaft, Bereitschaft zum Dienen, wie der Schreiber des 1. Petrusbriefes es damals ausdrückte. Wir sagen heute dazu eher helfen oder unterstützen, aber es meint nichts Anderes.

Jeder von uns hat von Gott Gaben, Begabungen empfangen, die uns besonders auszeichnen und mit denen jede/r von uns auf seine ganz eigene Art und Weise dienlich sein kann, Anderen helfend, sie unterstützend.

So manch Einer entdeckt in diesen Tagen zu seiner eigenen Verwunderung bisher unbekannte Gaben, Begabungen, die nun eingesetzt werden können, füreinander. Nicht Jeder und Jede kann das Gleiche. Aber niemand ist unbegabt. Politiker haben eine andere Auf-Gabe. Virologen, Forschern ist etwas Anderes auf-gegeben. Die Pharmaindustrie und Geldgeber setzen das ein, was ihnen gegeben ist, damit

ein irgendwann entdeckter Impfstoff produziert und weltweit verteilt wird. Das medizinische Personal setzt sein Können und seine Begabungen dort ein, wo Menschen ohne sie vielleicht keine Überlebenschance hätten. Die Liste derer, die jetzt alle ihre Begabungen für uns, für die Aufrechterhaltung unserer Lebensgrundlagen einsetzen, wäre zu lang für diese kurze Betrachtung.

Auch wir können in aller Bescheidenheit die Gaben einsetzen, die wir von Gott bekommen haben. Es muss nicht immer etwas Spektakuläres sein. Ich telefoniere täglich mit einem oder mehreren meiner Freunde, irgendwo in Deutschland oder in Europa. Manche sitzen allein in ihren Wohnungen. Oder ich bin durch Nachrichten oder Mails mit denen und ihrem Schicksal verbunden, die in anderen Ländern leben, z.B. in der Ukraine.

Meine Frau und ich lesen jeden Tag unserer Enkelin in Berlin ein Kapitel aus „Pippi Langstrumpf“ über FaceTime vor.

In der Kar- und Osterzeit haben wir auch mit ihr über die Bedeutung dieser Festtage gesprochen. So hat es früher meine Großmutter mit mir gemacht, aber da saß sie neben mir.

Mit allem, was wir füreinander in dieser schweren Zeit tun, ermuntern wir uns gegenseitig. Wir trösten und ermutigen uns, halten den persönlichen Kontakt aufrecht. Vielleicht ist es jetzt nötiger als zuvor, dass wir das miteinander teilen, womit uns Gott begabt hat. Vielleicht auch, wie die arme Witwe im Evangelium, indem wir von unserem Geld denen etwas abgeben, die ärmer dran sind als wir. Das sind sicher zuerst unsere Freunde und Bekannte hier, oder in Bessarabien. Das sind aber auch Menschen, die wir nicht kennen. Kinder Gottes, in Ländern, deren Gesundheitssystem nicht so gut wie das Unsere ist. Und wer meint, gar nichts tun zu können, der kann zumindest die Hände falten und zu unserem Gott für alle die beten, die ihm in den Sinn kommen, dass er sie segne und bewahre.

75 Jahre Kriegsende: die Vision eines geeinten Europa

ANNE SEEMANN,
BRIGITTE BORNEMANN

Ganz Europa: eine Einheit. Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges wird diese Idee Schritt für Schritt verwirklicht, arbeiten die Staaten Europas immer besser und intensiver zusammen. Was noch fehlt ist ein überall zusammenhängendes Eisenbahnnetz. Das haben sich jedenfalls die Denker des Kunst- und Friedensprojektes Metro-pa gedacht. Sie zeigen die EU als riesige Metropole, ein Geflecht aus Städten und Regionen. Wie wäre das: von Dublin nach Istanbul, von Oslo nach Athen, mit einer Fahrkarte, mit nur einem Ansprechpartner?

Auf dieser Abbildung sehen Sie das fiktive Metro-pa-Netzwerk mit einer kleinen Erweiterung: In den Winkel zwischen Chisinau und Warna wurde „Odessa“ eingetragen. So ergänzt hängt nun der Plan bei Brigitte Bornemann im Homeoffice. In dieser Region am Rande der EU ist Bessarabien, hier setzt sich der Bessarabiendeutsche Verein für Völkerverständigung ein.

Bild: www.metropa.eu, im dortigen Webshop gibt es Plakate, Postkarten und vieles mehr.



Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit Ihren Spenden helfen Sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende

Nachruf für Dr. med. Artur Schaible



Am 9. März 2020 ist Dr. med. Artur Schaible im Luisenheim in Karlsruhe verstorben. Wir konnten ihn in seinen letzten Tagen noch besuchen und von ihm Abschied nehmen.

Artur wurde am 31. März 1941 im Umsiedlungslager „Schloss Riedegg“, Kreis Linz im damaligen Gau Oberdonau, als drittes Kind seiner Eltern Artur und Elfriede Schaible geboren. Im Spätherbst

1942 wurde die Familie in Rosenthal/Reichsgau Danzig-Westpreußen angesiedelt, wo 1943 auch ich, Erika, die Jüngste der Geschwister, geboren wurde. Wie so viele mussten wir im eisigen Januar 1945 vor der Roten Armee fliehen. Weil Vater in Italien im Kriegseinsatz war, musste die Mutter mit ihren vier kleinen Kindern allein im Wagentreck die Weichsel überqueren. Nach wochenlanger Flucht erreichten sie das Dorf Kirchlinteln in Niedersachsen. Bei einer Brandkatastrophe verloren sie noch das Wenige, was sie bis hierher mitgebracht hatten.

Nach der Heimkehr des Vaters aus der Kriegsgefangenschaft konnten sie sich bei der Erstellung der von der Kirchengemeinde Kirchlinteln für ihre Heimatvertriebenen gebauten „Siedlung Gottes Gnaden“ beteiligen und eine Doppelhaushälfte erwerben. An die damalige Zeit hatte Artur viele Erinnerungen. Nach dem beruflich bedingten Umzug der Familie nach Horb a.N. setzte Artur dort den schon in Verden begonnenen Gymnasialbesuch fort. Als hervorragender Sportler und mit seiner Begeisterung für das Akkordeonspiel hatte er einen großen Freundeskreis.

Sein besonderes Interesse galt schon früh der Ahnenforschung und der Kontaktpflege zu Bessarabien. Als junger Mann nahm

er gerne an den jährlichen Jugendfreizeiten teil. Die Marienfelder werden wohl nie vergessen, wie er im Zusammenhang mit der von ihm initiierten Aufstellung eines Gedenksteins vor dem dortigen früheren Bethaus zusammen mit dem Bürgermeister von Marienfeld und Dr. h.c. Edwin Kelm eine große, würdevolle Feier organisierte. Auch viele heutige Marienfelder nahmen an den Feierlichkeiten teil und pflegten über viele Jahre den Kontakt mit Artur. Begeisterung entfachte auch der sehr beachtete deutsch-rumänische Film „Nach Hause, nach Marienfeld“, der anlässlich des Jubiläums „vor 200 Jahren kamen deutsche Siedler nach Bessarabien“ im Mai 2014 vor großem Publikum im Kino Gaudeamus in Chişinău uraufgeführt wurde und an dem Artur zusammen mit Olga Schüppel als Hauptdarsteller mitwirkte.

Man darf wohl sagen, dass Artur mit seinem Einsatz für die Musikkapellen in Horb sowie später in seinem Wohnort in Schömberg, Krs. Calw große Anerkennung erworben hat. Dort führte er viele Jahre erfolgreich und sehr geschätzt seine Frauenarztpraxis. Mit seinem langjährigen Wohnort Schömberg hatte er den Kreis zu seinen Vorfahren geschlossen, die Anfang des 19. Jahrhunderts aus Orten im Kreis Calw nach Preußisch-Polen ausgewandert waren. Unvergessen bleibt uns sein großes Interesse an Bessarabien und seine Mitarbeit im Heimatmuseum des Bessarabiendeutschen Vereins. Besondere Beachtung verdient aber auch seine große Verbundenheit mit seiner Familie und seinen Kindern.

Wir trauern zutiefst um Artur und werden ihn stets in bester Erinnerung behalten.

Für die Angehörigen und Freunde
Erika Schaible-Fieß

Jakob Kroisandt, 1933 bis 2020 ein Nachruf und Dankeschön

Am 13.04.2020 ist in Hemmoor an der Oste Jakob IV Kroisandt gestorben. Er wurde am 26.08.1933 in Alt-Arzis in Bessarabien geboren. Sein Vater Jakob III (1902–1989) war Arbeiter in der Arziser Mühle bei Herrn Stelter. Die Kroisandts sind Nachfahren von Hugenotten, die aus Frankreich über die Pfalz nach Südrussland ausgewandert sind und zuerst in Rohrbach bei Odessa gesiedelt haben. Ursprünglich schrieben sie sich Crois-sant. Seine Mutter war Emma Hirschhorn (1911–1988) aus Tarutino.

Anfang Oktober 1940 musste er mit seinen Eltern, seinem Bruder Helmut und seinem Großvater Jakob II (1873–1944) Bessarabien verlassen. Über die Donau reisten sie zurück ins Deutsche Reich und wurden am 13.10.1940 in Glauchau bei Zwickau in einem Lager einquartiert. Dort starb sein Bruder Helmut. Am 27.11.1940 wurden sie in das Lager „Freier Blick“ in Oberplanitz in Sachsen verlegt. Sie verbrachten dort fast ein Jahr, denn erst am 19.11.1941 wurden sie in das Lager Neu Wola bei Lodz, damals Litzmannstadt genannt, verlegt. Erst im April 1942 wurden sie dann wie versprochen in Westpreußen, in dem kleinen Ort Summin im Kreis Lonkorf angesiedelt.

Dafür wurde ein polnischer Bauer von seinem Hof an der Hauptkreuzung des Ortes verjagt und die Familie Kroisandt musste dort einziehen. Obwohl Jakobs Vater den Vorbesitzer sich aus dem Haus holen ließ, was er wollte, und auch sonst die Polen gut behandelte, sann der Schwiegervater des Bauern auf Rache. Er wartete bis die Heuernte eingefahren war, bevor er dann am 04.07.1942 das ehemalige Haus seines Schwiegersohnes an der Straße nach Bischofswerder ansteckte. Da war Jakobs Schwester Hilde gerade 3 Tage alt. Zum Glück ist der Familie Kroisandt nichts passiert. Letztendlich hat die Aktion nichts gebracht, denn als Ersatz wurde der Bauer Zigtorski von seinem an dem Fluss Ossa gelegenen Hof gejagt und die Familie Kroisandt zog dort ein. In der folgenden Zeit waren die Kroisandts in dem Ort wohlgelitten und Jakob freundete sich mit einem polnischen Jungen namens Wazek an. 1944 starb dort sein Großvater Jakob II.

Im Januar 1945 flieht die Familie mit Pferd und Wagen vor der anrückenden Front nach Westen. Inzwischen ist mit Otto noch ein Bruder dazu gekommen und eine polnische Dienstmagd ist auch dabei. Mit etwas Glück kommen sie über die zugefrorene Weichsel. Der Vater achtet sehr darauf, dass die anderen Wagen einen guten Abstand halten und sie nicht einbrechen. Stettin brennt, als sie die Oderbrücke überqueren. In der Nähe von Berlin machen sie halt. Doch der Vater will unbedingt weiter, bis an das Wasser und es nicht weitergeht. Er hat Angst vor den Russen, die er in Bessarabien kennengelernt hat. Mit ein paar anderen zusammen ziehen sie weiter, und kurz vor Ostern

1945 stehen sie auf dem Marktplatz von Altenbruch bei Cuxhaven an der Elbe. Gut 1000 Kilometer mit Pferd und Wagen liegen hinter ihnen. Die Bauern der Umgebung suchen sich Einquartierung aus. Die gut gepflegten Pferde seines Vaters sind für den Bauer der Grund, die Familie Kroisandt in seinem Insthaus einziehen zu lassen.

Später zieht die Familie in ein Siedlungshaus in Altenbruch. Nach Abschluss der Volksschule ist an eine weiterführende Schule nicht zu denken und Jakob beginnt eine Malerlehre. Vermutlich durch Lösungsmittel zieht er sich eine Lungenkrankheit zu, an der er fast stirbt. Die nächsten Jahre verbringt er viel Zeit in Krankenhäusern und Kurheimen. 1956 heiratet er Gisela Lücke. Sie bekommen vier Kinder. Er arbeitet bei den Hamburger Gaswerken. Sie bauen sich Ende der 70er Jahre in Hemmoor ein Haus. Seine Kinder helfen ihnen dabei. In ihrer Freizeit widmen sie sich der Geflügelzucht. Jakob ist in ganz Deutschland als Preisrichter für Geflügelzüchter unterwegs. Besonders nachdem er in Rente gegangen ist.

2003 schenken ihm seine Kinder zum 70. Geburtstag eine Reise nach Bessarabien. Zusammen mit seiner Schwester Hilde Leder reist er 2004 mit dem Bus von Becker-Reisen in seine alte Heimat. Stolz zeigt er seiner Schwester seinen Geburtsort und die grandiose Landschaft. Etwas enttäuscht ist er, dass sein Geburtshaus nicht mehr steht. Er wollte Hilde die Inschrift über dem Eingang zeigen, dort war der Familienname 1940 noch mit „C“ eingeschnitten. Beide kommen voller Eindrücke von der Reise zurück.

Als ich dann im gleichen Jahr mit seiner Schwester an ihren Geburtsort Summin fahren will, versorgt er uns mit detailgetreuen Skizzen, an Hand derer wir den Bauernhof der Familie Zigtorski sofort finden. Leider lebt sein Freund Wazek nicht mehr. Aber alte Leute in Summin erinnern sich noch an die Familie Kroisandt, insbesondere an seinen Großvater Jakob II, der auf einer Anhöhe bei Petersdorf begraben liegt.

Jakob Kroisandt und seine Schwester Hilde haben mein Interesse an der Geschichte der Bessarabiendeutschen geweckt. Auch wenn ich durch Ahnenforschung auf meiner Heimatinsel Sylt vorbelastet war. Inzwischen bin ich selbst mit Hilde in Bessarabien gewesen und habe im Umfeld des Bessarabiendeutschen Vereins viele Menschen kennengelernt, die mal nichts mit Schiffen und Salzwasser zu tun haben. Jakob und Hilde, ich danke Euch dafür!

April 2020, *Tham Körner*



*Denk dir ein Bild. Weites Meer.
Ein Segelschiff setzt seine weißen Segel
und gleitet hinaus in die offene See.
Du siehst, wie es kleiner und kleiner wird.
Wo Wasser und Himmel sich treffen, verschwindet es.
Da sagt jemand: Nun ist es gegangen.
Ein anderer sagt: Es kommt.*

Prof. Dr. Harald Wagner

* 8. 8. 1925 † 10. 10. 2019
in Sarata, Bessarabien

In Liebe und Dankbarkeit
Maxim Wagner
Michael Wagner
York und Jakob Wagner
Eyla Schäfer

Dr. Catharina Wagner und Michael Kalbreyer
Elena Ivanov, Xenia Kammerzell
und Georg Schmidtheisler

Traueranschrift:

Dr. Catharina Wagner, Hinter Pastors Hofe 11, 30916 Isernhagen

Die Beerdigung fand im Oktober 2019 in der Kapelle des Stadtfriedhofs Celle statt.

Nach einem langen, arbeitsreichen Leben und der steten Erinnerung an ihre Heimat Bessarabien im Herzen, ist sie von uns gegangen.

Wir nehmen Abschied von unserer Mutter,
Schwiegermutter, Oma und Uroma



Hulda Siewert

geb. Widmer

* 30.06.1923 in Benkendorf (Bessar.)

† 26.03.2020 in Delitzsch (Sachs.)

beigesetzt auf dem Friedhof zu Wölpfern am 30.04.2020

In stiller ~~rauer~~ und Dankbarkeit
Sohn Ernst Siewert
Tochter Waltraut Lapis
und Angehörige.

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

Besuchen Sie unsere Homepage:
www.bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart